

# Ostland

VOM GEISTIGEN LEBEN DER  
AUSLANDDEUTSCHEN  
ZEITSCHRIFT

BCU Cluj / Central University Library Cluj



3. JAHR

12. HEFT

---

OSTLAND-VERLAG, HERMANNSTADT

# Hermannstädter allgemeine Sparkassa

Gegründet 1841

**Zentrale:**  
**Hermannstadt - Sibiu**

**Filialen:**  
**Arad, Bistritz, Heltau, Klausenburg,**  
**Kronstadt, Lovrin (Banat), Mediasch,**  
**Neumarkt a. M. (Târgu-Mureş), Temeswar**



**Mutteranstalt der siebenbürgischen  
Raiffeisengenossenschaften**



**Kapital und offene Reserven**  
**rund 210,000.000 Lei**

# Ostland

Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

12. Heft

Dezember 1928

3. Jahrgang

## Geschichte und Volkstum im deutsch-dänischen Grenzkampf

von Dr. Martin Steinhäuser - Stuttgart

Nicht selten kann man im Reiche der Meinung begegnen, das abgetretene Nordschleswig bedeute nicht viel im Vergleich zu den schicksalschweren Aufgaben, die im Osten und Westen des Reiches zu lösen sind. Gewiß, die Zahlen, mit denen wir die Größenverhältnisse hier ausdrücken, gehen nicht ins Riesenhafte. Das Gebiet, das durch Fälschung des volllichen Selbstbestimmungsrechtes im Juni 1920 an Dänemark abgetreten werden mußte, umfaßt 3990 qkm mit 166.348 Einwohnern, und die Stärke der deutschen Minderheit wird auf rund 40.000 Seelen geschätzt. Wer lediglich aus Zahlen einen Maßstab für die Wichtigkeit der Nordschleswigfrage gewinnen will, ist kaum befähigt, über den jahrhundertelangen Kampf, in dem die Nordmark für das deutsche Volkstum gestanden hat, ein Urteil zu fällen. Denn Jahrhunderte dauert schon dies Ringen und die deutsche Nordmark, nicht das kleine Nordschleswig, ist der Schildträger in diesem Kampf, der nun seit dem letzten Waffengang im Jahre 1864 in erster Linie ein Kampf der Kulturen ist. Dabei hat sich nicht eine starke Reichsgewalt bis dahin für den Bestand des Deutschtums hier eingesetzt, sondern auf sich selbst gestellt, hat das Land seinen deutschen Charakter behauptet, bis das staatliche Band des Reiches es auch äußerlich mit umschloß. Es geht auch hier um das Schicksal der gesamten Nation, jetzt noch ebensogut wie früher. Niemals klarer ist das zum Ausdruck gekommen als vor 80 Jahren, als Dänemark 1848 sich die Herzogtümer einzuverleiben suchte. Die Erhebung Schleswig-Holsteins hat damals der deutschen Einheitsbewegung den stärksten Anstoß gegeben und aus dem Schicksal der unterdrückten deutschen Brüder im Norden sind ihr immer neue Kräfte zugewachsen. Das eine große Deutschland war ja auch die Hoffnung und der Traum der Männer, die damals seine politischen Geschicke in die Hand nahmen. Ein weiteres wichtiges Moment, das uns veranlaßt, auf jene Zeit unsere Blicke zurückzuwerfen, ist folgendes: Die provisorische Regierung in der schleswig-holsteinischen Erhebungszeit war die erste und die einzige im vergangenen Jahrhundert, die für das Eigenrecht der Grenzbevölkerung ein richtiges Gefühl hatte und auch versucht hat, danach die Verhältnisse

zu gestalten. Um das Äußerste, den Krieg, zu vermeiden, haben sie Dänemark eine Teilung Schlesiens nach den Nationalitäten vorgeschlagen und damit den Grundsatz des freien Selbstbestimmungsrechtes der Völker aufgestellt und in die europäische Politik eingeführt. Sie waren auch bereit, der fremden Minderheit, die dabei auf deutscher Seite entstehen würde, das Recht zu nationalem Eigenleben zuzugestehen und zu gewährleisten. Auch ein Mann, wie Theodor Mommsen, der in jenem kritischen Jahre als Zeitungsmann seine Feder in den Dienst der bedrohten Heimat stellte, sprach sich scharf gegen Bestrebungen aus, die irgendeiner dänischen Gemeinde in Nordschleswig die deutsche Nationalität hätten aufdringen wollen. Auch er hat schon von Garantien für die fremde Nationalität gesprochen und gehört damit zu den Vorkämpfern der Ideen, um deren Verwirklichung heute deutsche Volksguppen im Auslande ringen, der kulturellen Autonomie.

Es handelt sich hier also um eine kulturelle Auseinandersetzung. Nicht äußere Machtmittel sind für das Endergebnis, den nationalen Frieden, entscheidend, sondern geistigseelische Kräfte. Der nationale Gegensatz beruht hier nicht auf Rassenverschiedenheit. Stammverwandte Völker, Germanen an beiden Fronten, stehen sich gegenüber. Auch eine konfessionelle Spaltung ist nicht vorhanden, beide sind desselben evangelischen Glaubens. Am wenigsten richtet die Sprache eine Scheidewand auf, im Gegenteil, das Plattdänische, das die Sprache des täglichen Lebens für beide bildet, hat in vergangenen Zeiten, eher eine bindende und zusammenhaltende Kraft besessen. Aber den politischen Streit hinweg war sie ein starkes menschliches Bindeglied und hielt das Gefühl und die Erinnerung dafür wach, daß beide, Deutsche und Dänen, der einen nordschleswigschen Heimat entstammten und gehörten. Das ist ein wichtiges Merkmal, das den Grenzkampf im Norden von dem nationalen Ringen in den übrigen deutschen Grenzgebieten unterscheidet, daß das Gefühl der völkischen Zugehörigkeit nur an der kulturellen Hinneigung hängt. Wir haben in den kritischen Zeiten der Abstimmung erlebt, daß auf diese Weise ein Riß durch die Familie hindurchging. Wenn es nun so viel Gemeinsames für Deutsche und Dänen gab, wie kam es dann eigentlich zu der Trennung in zwei verschiedene nationale Lager? Die Geschichte gibt uns auf diese Frage die Antwort. Es wird also meine Aufgabe sein, mit einigen kurzen Strichen die Entwicklungslinien aufzuzeigen, die zu dem Erwachen des dänischen und des deutschen Volkstums und zu ihrer Kampfstellung gegeneinander führten. Dabei wird es notwendig sein, unser Blickfeld weiter zu spannen und über das Gebiet, das wir jetzt mit Nordschleswig bezeichnen, hinauszuschauen.

Die Herzogtümer Schleswig und Holstein, die nach dem bekannten Privileg von 1460 „up ewig ungedeelt“ zusammenbleiben sollten, waren durch Personalunion mit dem dänischen Gesamtstaat, jenem großen merkwürdigen, übernationalen Staatsgebilde, zu dem außerdem noch Norwegen gehörte, verbunden. Ein Nationalitätenproblem gab es nicht und von nationaler Bedrückung eines Volksteils konnte nicht die Rede sein. Ihrer landschaftlichen Sonderstellung sicher, konnten die Elbherzogtümer unangetastet ihr Eigenleben in diesem Staatsverband führen.

Und sie hatten nicht nur vollkommene Gleichberechtigung, sondern die Führerschaft lag in ihren Händen, auf politischem und auf geistigem Gebiete. Die adligen Familien aus Schleswig-Holstein, Hannover und Mecklenburg stellten die Männer, die in der Deutschen Kanzlei in Kopenhagen, der schleswig-holsteinischen Verwaltungsbehörde, die höchsten Ämter bekleideten. Von hier aus wurde auch der dänischen Außenpolitik ihre Richtung gewiesen. Damit parallel ging ihre geistige Führerschaft. Schon seit den Zeiten des Schauenburger holsteinischen Grafen, Gerhards des Großen, der um die Mitte des 14. Jahrhunderts Schleswig als dänisches Lehen, ja die Herrschaft über ganz Dänemark gewann, war das deutsche Element siegreich vorgebrungen. Holsteinische Adlige brachten die niederdeutsche Sprache mit, 1460 kam ein deutsches Herrscherhaus, die Oldenburger Grafen, auf den dänischen Thron. Luthers Werk öffnete sich das ganze Land. Ein Deutscher, Johannes Bugenhagen aus Wittenberg, wurde der Gründer der dänischen Landeskirche. Im Gefolge der Reformation erschien das Hochdeutsche auf dem Plan und wurde auch in Dänemark Bildungssprache und drang in Verwaltung, Hof und Heer ein. Während diese deutsch-dänische Kulturgemeinschaft noch länger bestand und in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts noch eine mächtige Blütezeit erlebte, wurde die Position des Deutschtums in den Staatsämtern schon in den 70 er Jahren des 18. Jahrhunderts stark erschüttert. Nach dem Sturz Andreas Peter Bernstorffs gewann der aus Altona stammende Arzt Struensee, der sich durch sein Liebesverhältnis zur dänischen Königin den Ruf des Abenteurers verschafft hat, Einfluß auf die Regierung des Staates und rief durch seine unklugen Maßnahmen das Mißtrauen und die Opposition der einheimischen Mächtigen wach. Die Folge war das Indigenatsgesetz vom Jahre 1776, das nur dem Eingeborenen den Zutritt zu den Staatsämtern gestattete. Weitere schwerer wiegende Schritte auf diesem Wege machte der Kronprinz, der spätere König Friedrich VI., sobald er zur Macht gelangt war. Mit ihm setzte der auf Beseitigung aller Sonderrechte der Herzogtümer abzielende Zentralismus ein. Das Steuerbewilligungsrecht der schleswig-holsteinischen Stände wurde beseitigt, die Altonaer Bank, das eigene Geldinstitut der Herzogtümer, wurde aufgehoben und ein neues Finanz- und Steuersystem eingeführt und im Jahre 1810 erfolgte die erste Verordnung gegen die deutsche Sprache. Auf die Lage der Herzogtümer mußte dann der Zusammenbruch Dänemarks im Jahre 1814, den es seinem Bündnis mit Napoleon zuschreiben hatte, den ungünstigsten Einfluß haben. Als Norwegen durch den Kieler Frieden aus dem Verband des Gesamtstaates herausgelöst wurde, blieb Schleswig-Holstein als einziges fremdnationales Glied übrig. Aber dieses Schleswig-Holstein nannte immer noch Dänemark sein Vaterland. Stärker als die deutsche Volksgemeinschaft empfand es das Band der Staatsgemeinschaft, das es mit dem nordischen Königreich verknüpfte. Oder richtiger war es so, daß nur die höchsten Schichten, soweit sie am politischen Leben beteiligt waren, sich dessen bewußt waren. Volk und Volkstum lagen noch in einem tiefen, ahnungslosen Schummer. Erst mußten die Ideen der französischen Revolution auch hier wirksam werden und den Einzelnen

zu politischem Leben und Denken erwecken. Langsam, entsprechend seiner zäh am Alten hängenden Natur, verlangte auch der Schleswig-Holsteiner noch Anteil am Staatsregiment und mit dem Streben nach Verfassung wurde er sich seines Deutschtums mehr und mehr bewußt. Den Anfang machte die Ritterschaft, die ihre ständischen Vorrechte als eine deutsche Einrichtung gegen den dänischen König verteidigte. Aber was sich hier regte, war noch kein bewußtes Nationalgefühl. Das äußerte sich schon mehr bei dem Kieler Geschichtsprofessor Friedrich Christoph Dahlmann, der laut seine Stimme für den deutschen Charakter der Herzogtümer erhob und für ihre unzerreißbare Zusammengehörigkeit. Allmählich wurde auch unter den Professoren und unter der Studentenschaft der Landesuniversität ein deutscher Patriotismus lebendig. Am unerfrochtensten und rücksichtslosesten aber forderte 1830 der Frieser Uwe Jens Lornsen eine für beide Herzogtümer gemeinsame Verfassung und ihre Losstrennung vom Königreich Dänemark, wenn er auch die Personalunion erhalten wissen wollte. Auch sein Ruf verhallte, zwar nicht ungehört, aber der größte Teil von Adel und Bürgertum versagte ihm die Gefolgschaft und er mußte seine kühne Tat mit Festungshaft büßen. Sein Auftreten aber hat das Feuer geschürt, das im folgenden Jahrzehnt zur lodernen Flamme emporstieg. So stark wurde nun das Bewußtsein der Verbundenheit mit dem deutschen Volk und dem zu gründenden Reich, daß die Augen ganz Deutschlands auf den schleswig-holsteinischen Stamm gerichtet waren, und dazu hatte das erstarkte Dänentum den kräftigsten Anstoß gegeben.

In den Jahren schlimmster völkischer Not, die dem Kieler Frieden folgten hatten sich hier die Kräfte zu regen angefangen; die das dänische Volkstum zum Bewußtsein seiner selbst brachten. Wie sah es denn mit dem dänischen Geistesleben, aus dem das erwachende dänische Nationalgefühl schöpfte, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus? Woher stammten die belebenden Säfte, die hier neues Leben wecken sollten? Im Jahre 1751 wurde Klopstock von Bernstorff nach Kopenhagen gerufen und wurde nun dort daselbe, was er in Deutschland war: Bahnbrecher und Vorbild für die kommende, auf die germanische Eigenart sich bestimmende Dichtergeneration. Das nordschleswigsche Sondern stellte dann in Wilhelm von Gerstenberg den Mann und Dichter, von dem des weiteren eine große Wirkung auf die dänische Literatur ausging, nicht wegen seiner dichterischen Kraft, — er war nur eine mittelmäßige Begabung — sondern wegen der Wiedererweckung der nordisch-germanischen Vergangenheit, mit der er der dänischen Dichtung die heimische Sage zurückgab. Wiederum ein Nordschleswiger seiner Herkunft nach ist es, der die Anregung Klopstocks und Gerstenbergs in seinem dichterischen Werk zu verwirklichen trachtete: Johannes Ewald, dessen aus Nordschleswig stammender Vater pietistischer Prediger in Kopenhagen war. Aber der mächtige Strom dänischen Geisteslebens, dem aus diesen Quellen neue Wasser zugeführt wurden, verebbte wieder. Erst mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts erhielt er einen neuen gewaltigen Aufschwung, als Henrik Steffens das Gedankengut des deutschen Idealismus der begeisterten dänischen Jugend in seinen Vorlesungen,

die er im November 1802 in Kopenhagen hielt, übermittelte. Steffens, 1773 im norwegischen Stavanger geboren, aus einer ursprünglich holsteinischen Kaufmannsfamilie, hatte an den deutschen Universitäten zu Jena und Freiberg die neue deutsche Bildung, die durch die Namen Kant, Fichte, Schleiermacher, Schelling, Goethe, Schiller usw. gekennzeichnet ist, in sich aufgenommen. Aus dieser Saat, mit der er in Kopenhagen den fruchtbarsten Boden fand, ist zum größten Teil das dänische Nationalbewußtsein erwachsen. Zu seinen Füßen saß der Mann, der der größte Erzieher des dänischen Volkes wurde und der bis in die Gegenwart hinein eine lebendige Macht in dem Kampfe des dänischen gegen das deutsche Volkstum darstellt, es war der Dichter, Historiker und Theologe Nikolai Frederik Severin Grundtvig. Grundtvig hat für das dänische Volk eine ähnliche Bedeutung gehabt, wie Fichte für das deutsche, nur mit dem Unterschied, daß er eine unmittelbare Wirkung auf das Volk gewann, während Fichte erst auf dem Wege über die Gebildeten zum Volk fand. Grundtvig war eine tief religiöse Natur, und aus der Kraft seines Glaubens stammte seine ungeheure Wirkung. Volkstum war ihm etwas Heiliges, und so leidenschaftlich er das eigene liebte, so tief war sein Haß gegen alles, was deutsch war. Der Inhalt seiner volksbildnerischen Gedanken, die nicht in abstrakten Begriffen formuliert, sondern dichterisch geschaut und mit einem ungeheueren Schwung der Sprache vorgetragen sind, sind kurz folgende: Bei aller volks-erzieherischen Arbeit kommt es nicht auf intellektuelle Fähigkeiten an, sondern allein auf die innere Haltung der Persönlichkeit, in der sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des sich selbst erlebenden Volkscharakters widerspiegeln müssen. Die inneren Kräfte der Volkheit finden in dem Volkscharakter ihren Ausdruck, und aller Volksbildung erwächst damit die Aufgabe, das Volkstum zu pflegen. Die Volkshochschule sollte die Stätte sein, wo diese Arbeit an der Jugend geleistet werden sollte. Im Geiste Grundtvigs sind nun auch in Nordschleswig zwei Männer tätig gewesen, die gerade durch ihre Einwirkung auf die volkstümlichen Elemente die Danisierung des Landes mächtig förderten. Der eine war der aus einem deutschen Hause Flensburgs stammende Jurist Christian Hansen, der andere, Norweger von Geburt, der Literaturhistoriker Christian Flor. Beide gehörten dem Lehrkörper der Kieler Universität an, zusammen mit dem Historiker Friedrich Christoph Dahlmann, der zur selben Zeit dem schleswig-holsteinischen Gedanken die nationale deutsche Richtung gab. Als „Nordschleswigs kommandierender General“, wie er von seinen dänischen Zeitgenossen genannt wurde, hat Flor, auf seinem kleinen Grauschimmel das Land durchreitend, planmäßig überall nationaldänische Gesinnung zu wecken gesucht. Damals reichte der dänische Dialekt fast bis über die Hälfte des Herzogtums Schleswig. An diesem dänischsprachigen Zustand knüpften sie an, zunächst freilich nur mit geringem Erfolg. Einzelne aus kleinbürgerlichem Stande herkommende Männer schlossen sich ihnen zunächst an, diese aber mit ihrer ganzen Persönlichkeit. Ablehnung des akademisch gebildeten holsteinischen und schleswigischen Beamten und Erhaltung der dänischen Sprache waren der Inhalt ihres Wirkens. Hier zeigte es sich, welche Kraft von

einem national geweckten Volkstum ausgehen konnte. Ein Haderslebener Buchbinder, ein kleiner Kaufmann und ein Uhrmacher in Apenrade, schlichte, einfache Leute waren es, die damals Nordschleswig Schleswig-Holstein entfremdet haben. Wenn sie auch auf der Gegenseite hellen Aufruhr entfachten, daß sie sich in ihrer bürgerlichen Existenz bedroht sahen, sie ließen sich dadurch nicht beirren. Es ist keine Übertreibung, wenn man sagt, daß sie, die keine Staatsmänner waren, an dieser Stelle mit Geschichte gemacht haben.

Inzwischen hatten unter dem Einfluß der modernen liberalen Ideen in Kopenhagen die politischen Strömungen, die das Herzogtum Schleswig ganz und gar dem Gesamtstaat einverleiben wollten, mehr und mehr an Boden gewonnen. Es folgte das Jahr 1848, wo Schleswig-Holstein seine eigene Regierung bildete und zur Verteidigung seiner Rechte zu den Waffen griff. Wie tief sein Schicksal mit dem der deutschen Gesamtnation verflochten war, habe ich schon angedeutet. Die Kräfte der Herzogtümer allein waren aber zu schwach für einen erfolgreichen Ausgang. Der preussische König schickte zwar die versprochene Hilfe, mußte aber unter dem Druck der europäischen Großmächte, denen an der Erhaltung des dänischen Gesamtstaates gelegen war, zurückweichen. Mit dem Vertrag von Olmütz, in dem Preußen durch Österreich gezwungen wurde, seine Pläne zur Einigung Deutschlands aufzugeben, fand auch die Schleswig-holsteinische Erhebung ein ruhmloses Ende. Das Resultat war die Erhaltung des dänischen Gesamtstaates. Nach 12 Jahren harten und willkürlichen Regiments und eines rücksichtslosen Kampfes gegen das Deutschtum der Herzogtümer, schlug für diese endlich 1864 die Stunde der Befreiung. Dänemark mußte das Land an Preußen und Österreich abtreten. So lange aber Preußen und Österreich als die beiden Befreier und gemeinsamen Besitzer nicht den Kampf um die Vorherrschaft miteinander ausgetragen hatten, war die Zukunft des Landes noch ungewiß. Als Österreich sich nicht an die mit Preußen getroffenen Abmachungen bezüglich Schleswig-Holsteins hielt, bot die Schleswig-holsteinische Frage Bismarck den Anlaß zu dem unvermeidlichen Waffengang um die Vorherrschaft und um die Lösung der Frage der deutschen Einheit. In den Prager Frieden, in dem Österreich Schleswig-Holstein bis zur Königsau an Preußen abtreten mußte, wurde nun der vielgenannte Artikel 5 aufgenommen, der eine Abstimmung in den nördlichen Distrikten des Herzogtums Schleswig in Aussicht stellte, wenn die Bevölkerung den Wunsch danach laut werden ließe. An ihn klammerten sich nun die Hoffnungen des besiegten aber nicht entmutigten Dänentums, auch nachdem die beiden Vertragskontrahenten diese Bestimmung 1878 aufgehoben hatten.

Politisch auf der ganzen Linie zurückgedrängt, gingen in den folgenden Jahrzehnten die Dänen daran, im nördlichen Schleswig ihre Stellung in nationaler und kultureller Hinsicht aufzubauen. Der Weg, den das dänische Volkstum jetzt einschlug, ist bestimmt durch die unermülich genährte Hoffnung auf Gewinnung der nördlichen Teile und durch die falschen Maßnahmen, mit denen der preussische Staat die dänische Bevölkerung sich einzugliedern suchte. Besonders die Sprachverfügung vom Jahre 1888, die die dänische Sprache im Unterricht beseitigte, ver-

ursachte eine gewaltige Erregung. Der Widerstand gegen Preußens unkluge Grenzpolitik verhalf Grundtvigs Gedanken zu neuem Leben. Von der Macht, die seine Lehre damals über die Seelen der Jugend gewann, berichtet der Nordschleswiger Johannes Tiedje im Vorwort zu seiner deutschen Grundtvig-Übersetzung aus eigenem Jugenderleben heraus: „Grundtvig“, so sagt er, „entführte uns die Kameraden auf die dänischen Volkshochschulen, Grundtvig lehrte sie Lieder, die wir geistig nicht verstanden, Grundtvig lehrte sie Sätze, die wir nicht mochten, und Grundtvig zog sie aus unserer Kirchengemeinschaft in jene Freigemeinden hinüber, die Staat und Kirche uns als religiöses Argerniß verurteilen würden. Grundtvig war der ‚Rannitverstan‘, der unser Volkstum zerriß, uns der Kameraden beraubte und uns die Heimat unter den Füßen fortzuziehen drohte, in der wir — unter deutschen Fahnen — uns angeblich nur noch als deutsche Minderheit erleben durften.“ Was Dänemark in den Jahren nach der schleswigischen Erhebung, als es mit den Mitteln des Machtstaates gegen das andersnationale Volkstum vorging, erreichte, das sah auch Preußen jetzt als das Resultat seiner Verwaltung im schleswigischen Grenzgebiet, wenn diese auch erheblich maßvoller war, als die dänische: statt Gewinnung, die Entfremdung des anderen Volkstums. So ist Schleswig-Holstein durch seine geschichtliche Entwicklung in seiner Volkstumsarbeit am Deutschtum im abgetretenen Nordschleswig der Weg in die Zukunft gewiesen. Aus der Befinnung auf seine wechselvolle Vergangenheit entnimmt es die Erkenntnis seiner Grenzlandsendung: mit den lebendigen Kräften deutschen Volkstums „deutscher Sitte hohe Wacht“ zu sein.

## Ein Weihnachten vor fünfzig Jahren

Ein baltisches Erinnerungsbild

von Irene von Stryl-Dorpat

Sinnend stehe ich vor dem dunklen Vorhang, der den Zauberspiegel verdeckt; mit zögernder Hand ziehe ich ihn zurück: über die glatte Fläche fliehen Schatten, Nebel, es braut und bildet sich zur Gestaltung: Vergangenes, Erlebtes in neuem Schauen schaffend. Erinnerung redet, hört was sie spricht:

Ein Tag vor Weihnachten. Wie fasse ich in beschreibende Worte die Sätigkeit, Aufregung und Erwartung? Jeder hält sich heute für die wichtigste Person im Hause. Vor allem ein jedes von uns Kindern. Und dann die Wirtin. Mit wirrem Haar, erhitztem Gesicht und erregten Augen, wie ein General seine Truppen beim Kampfe befehlend. Die lustigen Mägde stopfen singend Wurst aus Zubern voll blutigem Grünbrei. In rhythmischem Klatschen geht das Stopfholz im Trichter auf und ab. Die dunkle Uno widmet sich mit niedergeschlagenen Augen hingebend der feinen Arbeit des Sülzschneidens, etwas neidisch auf die interessantere Sätigkeit der kräftigen Liso blickend, die mit ihren drallen roten Armen das rosinengespickte Festbrot knetet. Der junge Diener Jaak, weiß nicht recht, was gut und

böse ist, hilft hier, hilft dort — Mandeln schälen, Pfefferkuchen ausrollen und wird doch überall verhöhnt, verlacht: „Mine metsa, kas see moni meeste rahwa töö?“<sup>1)</sup> Da wendet er sich gekränkt vom Weibervolke ab und seiner ewigen Polierarbeit zu. Mademoiselle ist in Not mit uns Kindern. Die dreie waren heute unerträglich. Keine Geschichte, keine Beschäftigung hält sie still. Das Unglück wollte, wir, hielten es für ein großes Unglück, daß die Eltern diesen Morgen zur Stadt fahren mußten, wohl, um noch Beforgungen zu machen. Aber warum denn? Das Rosazimmer war ja angefüllt mit den schönsten Sachen für alle! Die „kleine Schafferei“ voll mit allen erdenklichen Süßigkeiten, Nüssen und Pfefferkuchen! Wozu denn noch mehr? Würden sie auch rechtzeitig zurückkommen? Morgen — hieß es, aber oft war aus dem „Morgen“ einige Tage später geworden. Wie konnte denn Weihnachten ohne Eltern sein? Immer wieder gingen wir zur verschlossenen Tür des Rosazimmers. Mama hatte den Schlüssel. Einmal war die Tür halb offen gelassen worden, und da hatten wir so interessante Dinge gesehen. „Ja, was denn?“ fragte Mama später. „Sehr viel Papier.“ Aber wir verschwiegen, daß wir unter den Papierhüllen Herrliches erträumten. So standen wir vor der Tür und gaben unsere Seelen dem Ahnen von etwas Unerhörtem, Schönerem hin. „Evi“, rief Mademoiselle, „du mußt deinen Waschlappen beenden, Gustav, dein Buchzeichen ist auch noch nicht ganz fertig. Komm, mein Mariechen, sage mir den Vers auf.“ Endlich kam das Mittagessen, und wir merkten, daß der Tag doch vorwärts schritt. „Nachher backen wir Pfefferkuchen und spielen etwas“, sagte Mademoiselle. Der Wagen mit unserem Jüngsten wurde von „Tistu mamma“ ins Zimmer gerollt. Wir haßten „Nänna“. Sie war fett, immer gekränkt und hatte böse Augen, wie eine Ratte. Gustav fragte: „Nänna, hast du schon gegessen?“ Dies war eine Frage, die sie prinzipiell übel nahm, sie wollte uns immer wieder glauben machen, daß sie nur von Wasser und Brot lebe. Trübe schüttelte sie den platten Kopf, der von einem winzigen schwarzen Häubchen gekrönt war: „Wie ka essen arte Weiß, Nänna at kei Sahuchen, Nänna kann nur essen Raboni und Ratuwli.“<sup>2)</sup> Damit rollte sie ihre umfangreiche Persönlichkeit neben dem Wagen in den Saal, wo sie melancholisch auf und ab wanderte. „Aber Nänna, du bist doch so dick.“ Nänna weinte: „Nänna nich dick, man wird alle Nännas Knöcher in Nupstuch winden, denn ist Nänna toot.“ Lena kam. Das war unsere heißgeliebte frühere Kindermagd, ohne die es keine Freude für uns gab. Lena hatte die schönsten Augen, sie waren resedagrün unter langen, schwarzen Wimpern. Sie war liebevoll und sanft. Immer sprach Lena etwas gedämpft und hatte die schönsten Geschichten für uns. „Denkt doch, dieses Jahr sind die Wölfe so frech, daß eine ganze Menge von ihnen Kinder, die aus der Schule kamen, neben dem Wege auf dem Moraste bis hierher begleiteten. Ihre Augen glühten wie feurige Kohlen. Und den kleinen schwarzen Hund vom Schulmeister, Tuts, haben sie aufgefressen. Eben hört man draußen wie sie heulen. Alle Hunde sind eingesperrt. Juno ist doch hier?“ Juno,

<sup>1)</sup> Wörtlich: Geh in den Wald, ist das eine Männerarbeit? (eifrisch).

<sup>2)</sup> Dieser Satz ist im Idiom der sog. „Halbdeutschen“, d. h. ungebildeter Leute geschrieben.

das war Papas Pointerhündin, lag vor uns. Wir liebten sie sehr, so sehr, daß Gustav und ich Mariechen einmal, als Juno Junge hatte, beredeten, doch die herrliche Hundemilch zu probieren, und sie sich gehorsam neben die Ruhen legte und an Junos Brüsten sog. — Unterdessen war es dunkel geworden, und wir lauschten voll Aufregung, ob wir auch das Wolfsgeheul vernehmen würden. Da stürzte Liso, das junge blonde Rädchen herein: „Lena, tule ruttu.“<sup>1)</sup> Lena ließ Pfefferruchen und Rinder sein und rannte hinaus. Als sie wiedertam, war sie sehr ernst. Aus ihrer Erzählung zu Mademoiselle verstand ich wenig. Ein Suliand,<sup>2)</sup> feurig wie ein Feuervogel, sei über den Hof zur Kleete geflogen und bald darauf dick und schwarz und langsam wieder fortgezogen. „Was ist das denn für ein Tier?“ fragten wir. „Ja — solch einen ‚Suliand‘ kann man sich in drei Donnerstag-Freitag-Nächten aus allerlei Gerümpel, Birken, Quästen und Lumpen selbst machen. In der dritten Nacht, wenn Vollmond ist, tröpfelt man drei Tropfen Blut aus dem vierten Finger der linken Hand auf das Gebilde und spricht dabei: ‚Deine Seele und meine Seele sei eins.‘ Dann kommt Leben in das Wesen und es ist seinem Erschaffer untertan und muß dessen Wünsche erfüllen. Feurig und leicht fliegt es zum Raube, schwer, schwarz und langsam mit dem Korne zurück. Wer weiß, wer heute unsere Kleete bestohlen hat,“ schloß Lena. Ob dieser Grausigkeit saßen wir lange mit offenen Mäulern da. Obgleich wir von unserer geliebten Lena genug mit Spukgeschichten gefüttert wurden, war dieses uns doch neu. Da war „die schwarze Dame“ ein ganz vertrautes Wesen, von der wir wußten, daß sie sich in unseren Wohnräumen aufhielt. Plötzlich fragte Gustav: „Lena, hast du die schwarze Dame auch gesehen?“ Lena schüttelte den Kopf; Mademoiselle aber wurde neugierig: „Bitte, Lena, was ist das?“ Und Lena erzählte: „Als meine Großmutter noch ein Kind war, hat es in diesem Lande einen großen Krieg gegeben. Die Menschen flohen in die Wälder und lebten in Höhlen. Sie nährten sich von Wurzeln und Riezchen und viele starben. Als es dann wieder ruhig wurde, waren so wenige Menschen nachgeblieben, daß, wenn man eine menschliche Fußspur im Sande des Weges erblickte, man sich hinwarf und sie küßte. Alles das hat meine Großmutter noch erlebt.“<sup>3)</sup> Alles dieses haben schon die Voreltern ihren Kindern und Kindeskindern erzählt: Es ist lange her, da lebte hier auf dem Gute ein schönes Fräulein, und weil sie den Schreiber liebte und ihn heiraten wollte, wurde sie von ihrem eigenen Bruder im Teiche ertränkt.<sup>4)</sup> Nun hat die Arme keine Ruhe, geht und sucht, sucht im Garten und im Hause. Ihr böser Bruder aber ist von Gott bestraft worden. Ganz arm und einsam ist er in einer Badstube am Rande des großen Morastes gestorben.“ „Lena, was suchst denn die arme Seele? Was glaubst du?“ „Vielleicht Erbarmen, vielleicht Frieden,“ sprach Lena gedankenvoll. „Wer hat sie denn gesehen?“ „Früher viele;

<sup>1)</sup> „Lena komm schnell.“

<sup>2)</sup> „Feuerschweif“, wörtlich: Ein Gespenst, an das die estnischen Bauern noch vor 50 Jahren glaubten.

<sup>3)</sup> Der nordische Krieg 1704—1715.

<sup>4)</sup> Historisch beglaubigt. Im Volke lebte noch die Erinnerung an das Geschehnis vom Jahre 1560.

der Diener Enno verließ uns nur deshalb, weil sie ihn quälte, wenn er nachts auf eure Eltern wartete.“ Mademoiselle warf Lena einen Blick zu: „Er wird wohl geträumt haben.“ Lena ließ sich nicht irremachen. „Das graue Männchen aber ist ein guter freundlicher Geist. Er zeigt sich nur im Garten in hellem Sonnenschein. Mamachen hat ihn ja auch gesehen.“ Nun war es genug. Mademoiselle sagte, daß wir essen und schlafen gehen sollten. Nachdem wir unsere Sagosuppe gegessen hatten, schlichen wir mit schaurig süßen Gefühlen zu Bette. Die selbstverständliche Gemeinsamkeit mit den unirdischen Wesen hatte für uns nichts Unheimliches, doch die Existenz des Tuliand war uns unangenehm, wie alles was aus menschlicher Bosheit und Habgucht entstanden, kindlich reinem Gemüte unverstänglich und abstoßend ist.

Am Morgen war die erste Frage: „Sind Papa und Mama angekommen?“ Natürlich nicht — und die Stunden schlichen sich langsam in den Tag hinein. Wir lebten am Fenster und strengten unsere Augen auf das jämmerlichste an, den ersehnten Schlitten zu erblicken. Frischer Lannenduft erfüllte das Haus. Die Saaltüren wurden geschlossen, wir durften den Baum nicht vor dem Abend sehen. Da kam Lena uns zu Hilfe: „Kommt Kinderchen, wir wollen Mama und Papa entgegengehen.“ Schnell wurden die unzähligen Sächer, Jacken, Strümpfe und Mäntel angezogen und wir stampften an Lenas Hand durch den Schnee die Landstraße entlang. Es war ein grauer Tag, leichter Nebel lag über der Ferne. Da hörch — ein leises Klingeln wie von Schellen, und bald sah man durch den Nebel die Umrisse der Pferde. Jubelnd stürzten wir den Eltern entgegen, die, fest eingemummt, umgeben von Päckchen, Pelzen und Decken, sich bei unserer stürmischen Begrüßung nicht regen konnten. Wir setzten uns alle vier in den Schlitten und kamen in frohem Schellengellingel überselig in den Hof gefahren. —

Und dann kam das wirkliche, das einzige Weihnachten, wie nur der es kennt, dem es in Liebe und Frohsinn bereitet ward, dem es so in der Erinnerung bestehen bleibt bis ins späte Alter. Wir wurden in das Kinderzimmer verbannt, keiner durfte in die Nähe des Saales. Die Eltern bereiteten allein das Fest der Freude für ihre Kinder und Hausgenossen. Von ihren liebenden Händen wurde Tisch für Tisch mit Gaben für alle zurechtgelegt. — Dann kam Mama und sagte: „So — nun kleidet euch um.“ Wir schlüpfen schnell in die weißen Kleider und durften sachte in das völlig dunkle Speisezimmer kommen. Durch den Spalt der Saaltür zog ein gedämpfter Schein und ein unbeschreiblich süßer Wohlgeruch. Atemlos standen wir. Da ertönte ein leises Klingeln, die Flügeltüren öffneten sich und laut erscholl vom Klaviere: „O du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit.“ Wir kamen langsam näher. Der Baum war ein einziges großes Licht, Papa saß am Flügel und Mama in weißem Kleide führte uns alle hinein: Mademoiselle, Nanna, Ano, Liso, Lena, Wirtin, Jaak und wir alle sangen zusammen das Lied der ewigen Versöhnung, des ewigen Friedens.

# Johann Ecker aus Raab

Lebensbild eines ungarischen Deutschen um 1848

von Fritz Heinz Reimesch-Berlin

Wir haben verhältnismäßig wenige öffentlich vorliegende Lebensbeschreibungen führender Männer des Auslandsdeutschtums, die von dem Gesichtspunkte aus verfaßt worden wären, aus der Lebensbeschreibung des Einzelnen das Volksganze erkennen zu lassen. Auch diese Biographie des Raaber Bürgers Johann Ecker ist von anderem Gesichtspunkte aus geschrieben. Ihr Verfasser, der bekannte Zipser Mundartdichter Professor Friedrich Lám, hat sein Buch über Ecker bezeichnenderweise in magharischer Sprache herausgebracht und auch die Daten rein vom lokalen Gesichtspunkte der Stadt Raab zusammengetragen. Wenn trotzdem sein Werk „Egy györi polgár a reformkorszakban“ (Ein Raaber Bürger im Reformzeitalter) für die Erforschung des ungarländischen Deutschtums eine Tat bedeutet, so deshalb, weil die Persönlichkeit dieses Johann Ecker so allgemein interessierend ist, daß wir durch sie einen Blick auf die ganze Zeit vor, zur und kurz nach der ungarischen Revolution von 1848 werfen können.

Johann Ecker wurde 1788 als Sohn des aus Wieselburg in Westungarn nach Raab eingewanderten Johann Ecker de Alma und dessen Ehefrau Magdalena Payer geboren. Er erhielt eine sehr gute Erziehung, da sein Vater ein wohlhabender Eisenhändler war, und er beherrschte neben seiner deutschen Muttersprache noch Latein und Magharisch in Wort und Schrift. Wohlbewandert in der deutschen Literatur, gehörte seine ganze Liebe der Naturwissenschaft, der er sich zuwenden wollte, hätte er nicht als kaum Zwanzigjähriger das Geschäft seines plötzlich verstorbenen Vaters übernehmen müssen. 1809 wurde er in die Bürgerliste aufgenommen und von der sich damals gründenden Miliz zum Leutnant gewählt. Die Hauptcharakterzüge seines Wesens sind bereits bei dem 21 jährigen Jüngling stark ausgeprägt, nämlich Entschiedenheit, schnelles Handeln und Opfermut für die Allgemeinheit.

Die Truppen Napoleons standen damals im westlichen Ungarn, während sich in der Ofenpester Gegend die Insurrektionsarmee zu sammeln begann. Der Palatin (Stellvertreter des ungarischen Königs) brauchte einen verlässlichen und geschickten Kurier, der die französischen Linien durchbrechen mußte, um Nachrichten in das kaiserliche Lager nach Wolfersdorf (Marchfeld) zu bringen. Zweimal gelang dem jungen Ecker dies gefährliche Wagnis, so daß es ihm mit zu verdanken ist, daß die ungarische Insurrektion gegen Napoleon so erfolgreich sein konnte. Kaum nach Hause gekehrt, rettete er noch ein Feldspital vor dem Zugriff der Franzosen und brachte es wohlbehalten nach Ofenpest, und dann prellte er die Franzosen um den Kirchen- und Klosterschatz von Herzogenburg (Niederösterreich), den sein vor Eugen Beauharnais flüchtender Oheim Sabbäus Payer, Abt des Klosters, mit sich führte und den Ecker so gut versteckte, daß die Franzosen, obwohl sie ständig das Haus durchsuchten nicht zu finden vermochten. Im Sommer 1809 versuchten die

Franzosen die Raab aufzustauen, um eine künstliche Überschwemmung hervorzurufen zu können. Die Franzosen zwangen Eckert zur Mitarbeit, bei der er sehr viel lernte. Neben seiner militärischen Tätigkeit, der innerhalb der Stadt die Aufrechterhaltung der Ordnung oblag, da er Adjutant des Stadtkommandanten war, vergrößerte er auch sein Geschäft sehr erheblich und verheiratete sich mit Anna Klekar, der Tochter eines in Raab wohnenden sudetendeutschen Tuchfabrikanten Daniel Klekar und seiner Ehefrau Judith, geb. Eschenlohr, die ihm vier Kinder schenkte, jedoch sehr früh starb. Er verheiratete sich nicht mehr, sondern unternahm große Reisen nach Deutschland und Italien und war oft in Preßburg und Wien und widmete sich sehr gründlich allgemeinen Fragen, so daß er bald in den äußeren Rat gewählt wurde, von dem er mit der Überwachung des städtischen Beleuchtungs-, sowie des Brücken-, Dämme- und Wegewesens betraut wurde. Die königliche Freistadt Raab war kurz nach den Befreiungskriegen eine verhältnismäßig bedeutende Stadt mit großer Freiheit in der Selbstverwaltung, auch scheint das geistige Leben zu blühen, denn wenn auch die Bürger in ihrer provinziellen Beschränktheit an Rogebues „Kleinstädter“ erinnern, und der Leser der Eckertschen Tagebücher oft hell auflachen muß über den dummstolzen Dünkel der Spießer, so erkennen wir doch auch, daß sehr viel Interesse für alle möglichen öffentlichen Fragen, ja für gutes Theater und Musik vorhanden war. Dies ungarländische deutsche Biedermeier wird ganz prächtig geschildert.

So gut wie zwei Drittel aller Namen, die uns begegnen, sind deutsch und wir können erstens feststellen, daß nach Angabe Eckerts mehr als die Hälfte der Bewohner Deutsche waren. Eckert selbst schreibt stets deutsch, aber er beherrscht die Sprache der Magyaren gleich gut und läßt ihnen volle Gerechtigkeit zukommen. Die Aufzeichnungen Eckerts sind auch deshalb wichtig, weil sie aus der Zeit stammen, in der der magyarisische Chauvinismus geboren wurde, gleichzeitig aber auch die moderne magyarische Literatur. Lám sagt in seinem Werk kaum etwas von solchen inneren Vorgängen, aber aus manchen Tagebuchaufzeichnungen, die er bekant gibt, kann man doch lesen, daß Eckert mit dem langsamen Versinken des deutschen Bürgertums im Magyarentum nicht einverstanden gewesen sein kann. Manch eine bittere Bemerkung zeigt dies, besonders bei seinen Theaterkritiken, die er für sich schrieb, in denen er sehr scharf gegen die magyarischen Schauspieler und die schlechten magyarischen Stücke Stellung nahm, die immer mehr die hochstehende deutsche Kunst, die die Stadt Raab vom Burgtheater und aus Preßburg bezog, verdrängte. Leider teilt Lám solche Stellungnahmen nicht im Wortlaut mit, sondern berichtet nur allgemein darüber, so daß sein Werk quellengeschichtlich dadurch sehr an Wert verliert. Eckert ist auch mit der revolutionären Erhebung der Rossuth-Partei 1848 nicht einverstanden gewesen, der Partei, die wohl die Dienste der Minderheiten sehr stark in Anspruch nahm, ihnen diese aber mit dem Chauvinismus vergalt, der aus ihr hervorstach und der Ungarns Unglück wurde.

Insbepondere nahm sich Eckert, neben allen möglichen anderen öffentlichen Ehrenstellen, des Theaters an. Schon seit 1809 ist er ein eifriger Förderer des Theaters. Im Jahre 1821 überträgt ihm die Stadt alle Verhandlungen mit den

Direktoren der Wandertheater, die durch die Lande zogen. Im Namen der Stadt unterschreibt er die Verträge. In allen Fragen des Theaters steht Ecker etwa 30 Jahre hindurch an erster Stelle. Er bemüht sich nicht nur um die Hebung des Niveaus, sondern auch um die Organisierung der Besucher und die Erneuerung und Erweiterung des Theatergebäudes. Endlich 1833 war er so weit, den „Theater-Verschönerungsverein“ gründen zu können, aus dessen Mitteln 6 Jahre später das Theater so verschönert werden konnte, daß es im allgemeinen Theaterlexikon besonders belobt wurde.

Das Theater war für die Stadt durchaus kein Erwerbsunternehmen, sondern eine „moralische Anstalt“ in Schiller'schem Sinne, und wir können in dem Theater-tagebuch, das Ecker führte, öfters Auslassungen gerade über diesen Punkt finden. Seit 1841 führte er sein Theater-tagebuch, das er „Theaterkritik“ nannte. Warum er ein solches Tagebuch ein Jahrzehnt hindurch schrieb und Tausende von Blatt Papier mit Kritiken der deutschen und magyrischen Schauspieler füllte, wissen wir nicht, aber es ist jedenfalls bewundernswert, daß dieser Mann nach oft sehr schwerem Tagewerk, abends so ganz der Kunst lebte und auch noch Zeit fand, sehr ausführliche und oft überraschend interessante und scharfsinnige Kritiken zu schreiben, Kritiken freilich, die, weil sie nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren, oft urgemein bissig und hart ausfielen. Aber er schrieb nicht nur die Kritiken, er leitete die ganze Finanzgebarung der Theater-vorstellungen, der magyrischen wie deutschen, organisierte die Abonnements, zahlte Gagen, — — — alles ohne irgendwelche Entlohnung, rein aus Begeisterung. In seinen verschiedenen Tagebüchern, von denen aber ein Teil leider vernichtet wurde, ist er sehr redselig und verbreitert sich über das Leben in der damals etwa 25000 Einwohner zählenden Stadt. In seinem Theater-tagebuch wird besonders scharfe Kritik am magyrischen Theater genommen, das in seinen Flegeljahren, die Dichtung gar erst in den Kinderjahren staft, aber sich anscheinend recht anmaßend benahm, da man hochtrabende nationale Phrasen mit reiner Kunst verwechselte. Aber Ecker war durchaus nicht ein geschworener Gegner der magyrischen Theaterkunst, er verurteilte nur die „Schnurrbartstücke“ (wie er sie nennt) nicht aber die wertvolle magyrische Literatur und er übersetzte gute magyrische Stücke ins Deutsche. Einer der berühmtesten Senöre der 40er Jahre, Josef Wurda, der in Raab geboren war, die Christiane Enghaus, die spätere Frau Friedrich Hebbels, der Vater des Bayreuthers Hans Richter Anton Richter, der als Kapellmeister in Raab wirkte und dessen Frau, Karl Goldmark sowie andere bedeutende Musik- und Theaterpersönlichkeiten gehörten zu den Freunden Eckers.

Im Mai 1849 ereignete sich, wie Ecker in seinem Theater-tagebuch verzeichnet, der erste magyrische chauvinistische Angriff auf das deutsche Theater. Mitten in der Spielzeit traf plötzlich der magyrische Theaterdirektor aus Bekprém in Raab ein und forderte in überheblicher Weise, der deutsche Direktor solle ihm gutwillig Platz machen, sonst werde er ihn ohne viel Federlesens vertreiben. Der deutsche Direktor gab nach und die Magyaren spielten, aber schon nach drei Tagen lang-

weilten sich die magharischen Honvedoffiziere so in dem Theater, daß sie den deutschen Direktor aufforderten, in einem Sommertheater zu spielen, das von Pionieren schnell errichtet wurde. Dieß Sommertheater brachte der deutschen Truppe riesigen Zulauf, so daß die erste Vorstellung 800 Gulden Gewinn einbrachte, wie Eckert berichtet.

Aber nicht nur in der Fürsorge um die Pflege des deutschen Theaters war Eckert führend, auch die Kammermusik pflegte er sehr eifrig. In den Quartettabenden bei dem Raaber Bischof spielte Eckert das Cello, auf dem er ein großer Meister gewesen sein soll. Ebenso war er eifriger Sänger. Sein Geschäft hatte er liquidirt und war zunächst Vertreter einer Feuerversicherung und später besoldeter Stadtrat. Er lebte in sehr guten Verhältnissen, liebte rauschende Geselligkeit in seinem berühmten Weingarten, war ein großer Genießer, aber sein schönster Genuß lag stets auf geistigem Gebiet. Seine Bücherei war sehenswert und besonders sein Musikalienarchiv war bedeutsam, denn er schaffte alles an, was irgendwie von Bedeutung war, und zwar gleich mit allen Stimmen, nicht nur in der Partitur. So wurde er der geistige Führer der Bürgerschaft.

Was uns aber diese deutsche Bürgerfigur neben seinen schöngeistigen Interessen so liebenswert erscheinen läßt, daß ist seine stille, dem Wohl der Kranken und Armen, der Witwen und Waisen gewidmete große Arbeit. Im Jahre 1831 verheerte eine schwere Choleraepidemie das Land. Eckert stand an der Spitze der Helfenden, ganz selbstverständlich war es, daß er die Errichtung der Nothospitäler und die städtischen Desinfektionsmaßnahmen, vor allem aber selbst die Pflege der Erkrankten, die Bestattung der Verstorbenen übernahm. Sechs Wochen dauerte die Cholera und 1475 Menschen wurden von ihr ergriffen, von denen 606 starben. Nun nahm er das Armenhaus und das Waisenhaus in Verwaltung und schon nach kurzer Zeit konnte er berichten, daß er die Einnahmen dieser Institute vervierfacht hatte, auf diese Weise große Not überall lindernd. Seiner überzeugenden Sankraft gelang es, den reichen deutschen Bürger Josef Bisinger im Jahre 1843 dazu zu bewegen, einen beträchtlichen Teil seines Vermögens im Werte von 176.000 Gulden (in der damaligen Zeit ein sehr großes Vermögen) wohlthätigen Stiftungen zu vermachen. Wo überhaupt eine öffentliche Arbeit geleistet werden sollte, sei es die Anlage eines Stadtgartens, oder die Freiwillige Feuerwehr, der Bau einer Brücke oder die Straßenpflasterung, stets war Johann Eckert der Führer der Fortschrittlichen, stets bestrebt, in vernünftigem Maße zu reformieren.

Es ist nur zu selbstverständlich, daß ein solcher Mann neben vielen Freunden auch erbitterte Feinde haben mußte und diese waren meistens bei den Magyaren zu finden, bei den Elementen des Komitats, die versuchten, die aufblühende Stadt ihrer Freiheit zu berauben. Eckert war nicht nur ein guter Redner, sondern auch ein sarkastischer, schlagfertiger Debatter, der im Stadtrat oft das große Wort führte. Während der Kossuthistischen Revolution forderte jener berüchtigte Kommissar der Magyaren, der einen Preis von 2 Gulden für den Kopf jedes ermordeten Österreicher öffentlich versprach, von der Stadt die gesamten Gelder ab. Eckert pro-

testierte in so wirkungsvoller Weise gegen dies Verlangen, daß der Stadtrat die Übergabe der Gelder verweigerte, wodurch Eckert fast in den Geruch gekommen wäre „antipatriotisch“ zu sein. Dies aber war er sicher nicht. Ihm stand das Wohl und Wehe seines Vaterlandes Ungarn sehr am Herzen, aber er konnte in Kossuth und seiner Revolution keinen Vorteil, auch keinen Aufschwung erblicken, mag sein, daß ihn sein starkes deutsches Kulturbewußtsein gewarnt hat, Kossuth, dem faszinierenden Redner und hinreißenden Demagogen zu trauen, der sein Land in namenloses Unglück stürzte und der der erste Totengräber des großen tausendjährigen Ungarns gewesen ist.

Die Revolutionsarmee lag in und um Raab, an ihrer Spitze General Görgey, bekanntlich auch deutscher Herkunft. Die Kaiserlichen drängten vor und eroberten Raab am 27. Dezember 1848. Mit diesem Augenblick beginnt eines der interessantesten Kapitel der Eckertschen Tagebücher und es offenbart sich und auch die Seelengröße dieses hochbegabten, zu Großem berufenen aber stets schlichten Mannes, der ein Typus ist für die vielen braven deutschen Bürger Ungarns, die wohl treue Diener ihres Landes waren, es aber ablehnten, ihre Volkszugehörigkeit um materieller Vorteile willen zu verleugnen. Die 1848er Revolution war, das sehen wir aus den Tagebüchern Eckerts auch ganz klar, sehr viel weniger eine magyarische Erhebung, als welche sie später hingestellt wurde, als vielmehr ein Kampf zwischen dynastisch gesinnten, also Habsburgstreuen Ungarn und den Gegnern der Dynastie. So sehen wir denn die Söhne derselben Magnatenfamilien ebenso wie der des Adels und der Bürger auf beiden Seiten stehen, Magyaren gegen Magyaren kämpfen und es wird deshalb verständlich, daß die deutschen Bürger Zurückhaltung übten. Weniger die magyarische Idee hat manchen ungarländischen Deutschen in die magyarische Revolutionsarmee getrieben, als die revolutionären Ideen an sich, die um 1848 in Europa die Geister gefangen nahmen.

Johann Eckert zog sich in den Revolutionsjahren 1848—49 vom öffentlichen Leben in weiser Mäßigung zurück. Wohl behielt er seine Stellung als Grundbuchrichter und Waisensuhlvorsitzender, aber diese waren völlig unpolitisch. Er beobachtete seine Umwelt und schrieb seine Tagebücher, die alle Vorkommnisse sorgsam registrierten. Das wetterwendische Kriegsglück führte einmal die revolutionären Truppen wieder zurück, dann marschierten wieder die Kaiserlichen ein. Raabs Bevölkerung muß einmal Schwarz-Gelb, dann wieder Rot-Weiß-Grün hissen; bald sitzen Magyaren in den obersten Ämtern, bald wieder Deutsche, Eckert aber erfreute sich allgemeiner Beliebtheit. Der kaiserliche General und Regierungskommissar Graf Apponyi, ein magyarischer Magnat, zitiert Eckert und fordert ihn auf, ihm seine Tagebücher auszuhändigen, um auf diese Weise Material gegen die Revolutionäre in die Hand zu bekommen. Der Mann, als Anhänger der Dynastie bekannt, weigert sich, die Tagebücher freiwillig herauszugeben und überzeugt den kaiserlichen Platzhalter davon, daß eine solche Forderung ihn, den Schreiber dieses privaten Tagebuchs in größte Seelenkonflikte bringen müsse, weil er genau wußte, daß durch seine Aufzeichnungen zahlreiche seiner Mitbürger an den Galgen kommen

könnten. Er hätte sich durch eine solche Preisgabe Ehren verschaffen können. Graf Apponyi ehrte diesen Edelmut und verzichtete auf die Tagebücher. Er wollte aber Ecker zum Bürgermeister ernennen, doch dieser sträubte sich so energisch, daß Apponyi auch hierauf Verzicht leistete, denn ihm imponiert das stolze Bekenntnis, daß Ecker nur als freigewählter Bürgermeister einer freien Bürgerschaft in dieser Stelle wirklich eine Ehre erblickte. Der damals im Verhältnis zur Nationalität der Bürger ernannte Rat bestand aus 18 Deutschen, 6 Magyaren und 1 Serben.

Dieser große Zug des deutschen Bürgers Johann Ecker entwaffnete auch alle seine Feinde und nach dem Zusammenbruch der Revolution betraute ihn die tief verschuldete Stadt mit der Ordnung ihrer Finanzen und es gelang ihm, selbst einen so jähzornigen Menschen wie den General Haynau dazu zu bewegen, die der Stadt abgenommene Kontribution von 93.000 Gulden derselben wieder zurück zu erstatten. Die letzten Lebensjahre Eckers sind erfüllt mit dieser schweren Arbeit der Sanierung und er, der stets kaiserlich gesinnt war, muß nun für seine wankelmütige Vaterstadt viele Kanossagänge in die kaiserlichen Kanzleien antreten, um sie aus den drückenden Schulden zu befreien. Inmitten dieser Sanierungsarbeit stirbt der 64-jährige ganz plötzlich an einer wahrscheinlich vernachlässigten inneren Erkrankung. Mit ihm starb mehr als ein treuer deutscher Bürger, mit ihm verschwand ein Typus jener fortschrittlichen, den Handel und die Industrie, Kunst und Wissenschaft fördernden, im politischen Bekenntnis treu zu Ungarn stehenden, kulturell aber unbedingt deutschen Bürger, denen Ungarn unendlich viel verdankt.

Es ist der sehr zweifelhafte Erfolg der Bach-Ära, diesen Typus so ziemlich ausgerottet zu haben. Die bornierte schwarz-gelbe Bürokratie, die in jeder selbständigen Regung des damals auch zahlenmäßig noch starken deutschen Bürgertums in den ungarischen Städten eine Auflehnung erblickte, die niedergehalten werden mußte, verband den magyarischen Adel mit dem ihm völlig wesensfremden deutschen Bürgertum. Eines hatten ja beide gemeinsam, nämlich die Liebe zu ihrem Vaterlande Ungarn, in dem früher der deutsche Bürger tatsächlich eine bevorzugte, dem Adel ähnliche Stellung einnahm, da er ein besseres Recht genoß als der hörige oder halbfreie Bauer. Der ungarländische deutsche Bürger war der Mittelstand Ungarns, war das verbindende Element und er hätte es bleiben können, zum Wohle des Landes. Das ungarische Staatsbewußtsein dieser recht breiten und wohlhabenden Schichte hinderte ein starkes deutsches Kulturbewußtsein in keiner Weise, zumal ja die magyarische Kultur vor 60—70 Jahren in noch viel größerer Abhängigkeit von der deutschen war, als heute.

Durch die Verbindung mit dem Adel, besonders der Gentry, die in den Komitatsämtern maßgeblich war, lernten die sehr betriebsamen und unternehmungslustigen Deutschen das gemächliche Leben der Beamten, dem sie bisher fremd gewesen waren, kennen, und dies farbte so auf sie ab, daß sie nach der Bach-Ära sich selbst bemühten, ihre Söhne in die leichtere Beamtenkarriere unterzubringen, ihre Töchter mit Beamten zu verheiraten. Die Magyaren hatten ihrerseits sehr schnell erkannt, daß ihnen eine solche Blutaufrischung dienlich sei, und sie ver-

standen es mit der ihrer Rasse eigentümlichen Galanterie diese Menschen so gefangen zu nehmen, daß die Söhne wohl zu Hause noch deutsch sprachen, im öffentlichen Leben sich aber nur noch der magyharischen Sprache bedienten. Die heute lebenden Enkel sind zumeist im Magyarentum völlig aufgegangen, haben selbst ihre deutschen Namen geändert und damit auch die guten Eigenschaften ihrer Rasse verloren. An ihre Stellen sind in die freien Berufe, in Handel und Industrie andere Elemente eingezogen, nämlich die Juden, die hier keinen Platz gefunden hätten, wäre der deutsche Bürgerstand von dem ihm vorgezeichneten Weg nicht in Verkennung seiner Aufgaben abgewichen.

Friedrich Lám (der Name schrieb sich wohl früher auch einmal Lahm) hat diese großen Fehler in seinem Werk über Johann Eckler auch zum Teil eingesehen und entsprechend charakterisiert. Daß er sie in einem magyharischen Werke ehrlich eingestanden hat, einem Werke, das eigentlich nicht für die große Öffentlichkeit bestimmt ist, sondern lediglich das Andenken an den in seiner Vaterstadt völlig vergessenen Bürger ehren will, soll besonders hervorgehoben werden, denn es gehört heute noch Mut zu einem solchen Bekenntnis. Es wäre zu wünschen, daß die magyharische Wissenschaft solchen Quellen nachspürte, denn sie würde die Herde mancher Krankheiten zeigen, an denen das magyharische Volk krankt. Dies Werk zeigt aber auch der so jungen Deutschtumswissenschaft neue Wege. Es gibt noch unendlich viele Schätze zu heben. Friedrich Lám nennt dies schöne Werk ein Nebenprodukt seiner Studien über das deutsche Theater in Raab. Wir können nur wünschen, daß es auch in deutscher Sprache erscheine, um uns zu zeigen, wie stark die deutsche Kunst bis vor einem Menschenalter in Ungarn Wurzeln gefaßt hatte, bis sie in den letzten 30 Jahren engstirniger Chauvinismus ausrottete!



## In der Steppe

von Dr. v. Behrens-Bromberg

Prachtvoll schillert die weite Steppe, wie ein sammetfarbiger Blument Teppich unter dem blauen Himmelszelt Ukrainas. Aus der schwarzen Urscholle schießt ein mächtiger, ewigwogender Graswald empor; überreicher Segen Gottes strömt auf den fleißigen Farmer, den Schafhirten und den Pferdezüchter, der sich in einem beliebigen Ort dieses Paradieses niederläßt! Gewiß, nicht immer zeigt die südrussische Ebene dem Menschenkind ein freundliches Antlitz. Eifiger Wind pfeift auf schneebedeckter Wüste, wenn der Winter mit seinen Schneestürmen alles Leben erstarren läßt, — turmhoch verschüttet das vom grauen und bewölkten Himmel tagelang herabfallende Weiß die einsam auf Anhöhen ragenden Gehöfte. Furchtsam hocken Wirt und Knecht hinter dem dicken Bollwerk, ihre Herden mit der Flinte in der Hand vor wütenden Überfällen hungriger Wolfsrudel beschützend.

Angstlich blöken dann die Schafe, die in den warmen Ställen zusammengepfercht sind, zittern und schnarchen die Pferde, heulen die treuen Schäferhunde und beten die Menschen.

Vor hundert Jahren ist Ludwig Knorres Großvater aus der Napoleonischen Armee desertiert: barfuß, halb nackt, elend und schwach. Knorres Vater nannte bereits tausend Morgen Land sein eigen. Und Ludwig Knorre, der in seiner Bescheidenheit eine nicht viel bessere Tracht, wie seine Reitknechte und Schäfer zu tragen pflegte, wurde schon ehrfurchtsvoll „Barin“, d. h. Herr oder „Lew Iwanowitsch“ angeredet; wie ein kleiner Fürst regierte er auf seinem mächtigen Gehöft, das in Gestalt eines riesigen Vierecks den Steppenhügel krönte. Wenn Knorre an der Spitze der Tafel thronte, an der ein Duzend stämmiger Knechte und ebensoviele Mägde saßen, da mußte man unwillkürlich an einen biblischen Patriarchen denken. Zu seiner Rechten saß der Oberknecht Hermann; zu seiner Linken der sechsjährige Erbe des Knorreschen Millionenvermögens, der schalkhafte kleine Mischa. Neben ihm anstelle der vor ein paar Jahren verstorbenen Hausfrau, die alte Minna, die kinderlose Frau des Oberknechts. In zwei langen Reihen folgten dann bis an das Ende der langen Tafel die Tischgenossen: links das Weibsvolk, rechts die Männer, streng nach ihrem Alter und nach ihrem Range, der einem jedem in der strammgeführten Wirtschaft zustand, geordnet.

\* \* \*

Am jenem Winterabende waren die Gesichter der Tafelgenossen in dem riesigen Küchenraum besonders fröhlich. Der lange erwartete Hausherr ist aus der Stadt zurückgekehrt und teilte seinen Leuten die freudige Nachricht mit, daß er für die heurige Wolle einen ausgezeichneten Preis in bar erzielt hat: hunderttausend Rubel. Wie üblich, entfiel ein volles Drittel dieser Unsumme Geldes auf das Gesinde: jedem nach Alter, Rang, Dienstalder und Familienlage, ob Deutscher oder Russe, kein Mensch wurde vergessen oder benachteiligt von dem gerechten „Barin Lew Iwanowitsch“. Dankbare, treue Blicke warfen alle auf ihn und ungeheucheltes Wohlwollen klang in den Stimmen, die ihn begrüßten:

„Herrjesses, bei diesem Buran (Schneegestöber) zu zweit einen so weiten Weg durch die Wolfsteppe!“ — staunte die alte Minna.

Tra-ta-ta-ta, tra-ta-ta! Ta-tiiii-ta-ta! trompetete auf der ihm soeben vom Vater aus der Stadt mitgebrachten Blechtrompete der kleine Michel seine Kavalleriesignale: „Papa fürchtet nitschewo, Papa ist ein Kosak!“ lallte der Kleine. Tratatata, tatiiti-tata!

„Hospodi pamilluj — Gott soll Sie schützen und behüten! so mit German Iwanowitsch allein, in der Wüste.“ „Na-na?“ schüttelten die wettergebräunten Reitknechte ihre Bärte. „Wissen Sie denn nicht Barin, daß die Bande Vergißmeinnicht's erst vorgestern die alte Generalin in Wolosowo total ausgeplündert hat?“

Knorre berichtete, daß er allerdings einen Trupp Kosakenmiliz unter Anführung des Polizeikommissars in der Richtung nach Wolosowo in der Steppe

vorbereiten sah; jedoch waren ihm die Einzelheiten des Überfalls noch unbekannt. Während der Mahlzeit erzählte man ihm nun, wie alles geschah: die Banditen, alle beritten, gelangten von niemand bemerkt in den Park des Rittergutes. Nachdem sie alle Hunde vergiftet hatten, brachen sie durch die Verandatur in das in tiefem Schlafe versunkene Haus der reichen Generalin ein und raubten sie selbst und die gesamte Bedienung aus. Nun ist das Rittergut von Kosaken und Behörden überfüllt, wo die Banditen schon längst über alle Berge sind.

Knorre dankte Gott, daß er der Bande unterwegs nicht in die Hände gefallen war. Die Banditen schossen, wie alle Steppenbanditen, unfehlbar. Da gab es kein Entrinnen, wenn man auch auf so ausgezeichneten Pferden reiste, wie diejenigen Knorres, und des alten Oberknechts. Nun, Gott sei Dank, war man aber selbst und auch der große Jahresverdienst in vollständiger Sicherheit. War doch das Gehöft einer unzugänglichen Ritterburg ähnlich; der hohe Palisadenzaun, — die beiden Tore und Nebenporten gut verriegelt, — alle Fenster des Blockhauses stark vergittert, und ein Teil davon, das Schlafgemach Knorres, außerdem, noch mit eisernen Fensterläden, mit einer mit Eisenblech beschlagenen Eichentür und mit einer aus genietetem Eisenblech gemachten Stubenlage versehen. Schmunzelnd dachte Knorre und sein treuer Oberknecht auch noch an den brunnenartigen Geheimkeller, von dem niemand außer ihnen zweien eine Ahnung hatte...

Sechs Büchsen und mehrere Pistolen im Hause. Allerdings, schliesen alle Männer, außer dem alten Hermann, in den weit voneinander entfernten Ställen. Aber waren denn da nicht die vielen Schäferhunde und die nächtliche Runde des Reitknechts um das Gehöft herum?

Nein, in dieser Burg brauchte man einen noch so zahlreichen Haufen von Räubern nicht im geringsten zu befürchten! Ein wahres Glück, daß in Wolosowo gerade jetzt die Kosaken und die Polizei stationierten: waren es doch nur wenige Kilometer nach dorthin. Und, wenn bei einem solchen Höllewitter, Schneegestöber und Stodfinsterniß jegliche Verbindung erschwert sein dürfte, so war dies immerhin eine Beruhigung mehr.

— — — Schien es ihm nicht, als ob ihn jemand in der Bank, als er die 100.000 Rubel hob, scharf ins Auge gefaßt habe? — — —

Knorre warf kummervolle Blicke auf den kleinen Misha, der seine Reiter-signale lustig auf der Trompete blies. Welch graufiges Schicksal wohl auch dieses unschuldige Kind erwartet, wenn der berühmte Räuberhauptmann, der unmenschliche Vergiftmeinnicht, sich auf irgendwelche teuflische Weise des Hauses bemächtigen sollte?

„Papa, sage doch Papachen, — warum nennt man diesen Räuber wie ein kleines Blümchen Vergiftmeinnicht?“ Tra-ta, tratatata, tratiitata, ta-ta!

„Damit du nicht vergißt, nach dem Tische das Gebet schön langsam und andächtig heute uns vorzusagen.“

Mit diesen Worten hob der Hauswirt die Tafel auf. Er selbst ging in sein Schlafgemach; die alte Minna führte den „kleinen Varin“ in das Kinderzimmer;

der Oberknecht stieg in seine Dachkammer, um dort noch ein paar Psalme in der abendlichen Einsamkeit zu singen, — und die Knechte verbeugten sich vor den Heiligenbildern dreimal, bekreuzten den Mund, das Herz und die Schultern, — um dann vor dem Abgang in ihre warmen Schaffälle, den hinterbleibenden Hausgenossen gute Nacht zu wünschen. Ivan, der Reitknecht, nahm von der Wand sein Gewehr und schickte sich an, mit den Hoshunden die erste Nachtrunde um das Gehöft herum zu machen.

Bald wurde es im Hause still. Alles schief den Schlaf des Gerechten. — —

\* \* \*

Horch! Wie durch eine Sprungfeder emporgeschleudert, erhob sich Knorre von seinem Bett. Waren das nicht Flintenschüsse, die der Wind bis hinter die Fensterläden seines Schlafzimmers brachte? Noch ein Knall —! dann ein Gewinsel und noch ein letzter Schuß. Dann wird es wieder still und der Sturmwind allein heult hinter den Palisaden. Kalter Angstschweiß tritt auf der Stirn Knorres hervor. Also ist es doch gekommen. Es war nicht schwer zu erraten, daß Ivan mit den Hunden während einer seiner nächtlichen Runden in der Steppe überfallen worden ist. Und sicher war es auch, daß nicht ein Wolfsrudel, sondern böse Menschen ihn überfallen haben. Man hörte keinen einzigen Hund aus der Zahl derjenigen, die in den Ställen eingesperrt waren, in der eigentümlichen Weise klaffen, wie Wolfshunde zu bellen pflegen, wenn sie ihre Todfeinde, die Steppenwölfe, in der Nähe spüren. Man hat Ivan und die Hoshunde, welche den Reitknecht während seiner Runden zu begleiten pflegen, erschossen. Das Gehöft ist von Banditen umstellt. Es muß gehandelt werden, — es muß jemand die Knechte in den Ställen aus ihrem bleiernen Schlafe wecken und ihnen die Gewehre in die Hand drücken, — es muß der alte Hermann das beste Pferd aus dem Stalle holen und durch das Hintertor nach Wolosowo jagen, — die Kosaken alarmieren, — eilige Hilfe holen, — es muß vor allen Dingen Mischa und das Geld in Sicherheit gebracht werden. Tausend Gedanken jagen durch den Kopf. Zitternde Hände tasten in der Dunkelheit des Schlafzimmers nach Streichhölzern. Licht, Licht muß gemacht werden, um sich schnell ankleiden zu können, Hermann und Minna wecken... Nein, Licht darf er nicht machen; denn, dadurch würden die Räuber eine genauere Orientierungsmöglichkeit gewinnen. Sollen die Banditen doch besser in der Meinung verbleiben, daß ihre Opfer in wehrloser Schlafrunkenheit ihnen in die Hände fallen. Er aber will still und im Dunkeln alle Maßregeln zur Abwehr ergreifen. Gott, der Allmächtige wird ihn nicht verlassen. Nur daß es gelingt, kaltes Blut zu behalten um schnell, entschlossen zu handeln.

„Hermann, wach auf, — flüstert Knorres Stimme in das Ohr seines treuen Dieners. Gleich werden die Räuber unser Haus überfallen. Wir sind umstellt. Wenn du kannst, schleiche dich zum Pferdestall hinüber und hole Hilfe aus Wolosowo, oder wir sind verloren.“

„Nur nicht bange sein, Herr Knorre. Wenn der liebe Herrgott es nicht

haben will, so wird uns niemand auch nur ein Haar krümmen können. Ich will versuchen, mich durch den Hof zu den Pferden hinüberzuschleichen. Meine Minna, den Junker und sich selber müssen Sie in dem Geheimkeller verstecken. Ich will gleich die Steinplatte unter der Treppenkammer heben helfen und sie dann hübsch sauber in das alte Lager zurückschieben. Wenn ich darauf noch einen Haufen faule Rüben und sonstiges Gerümpel auf dem Steinboden über der Platte verschütte, so findet den Eingang kein Mensch in der Welt. Vergeßt nur nicht, Brot und Wasser in den alten Brunnenkeller mitzunehmen, auch Pelzwerk, denn... sollte mir etwas widerfahren, da dürfte es lange dauern, bis euch jemand hört und herausbefördert.“

Sprach's in aller Seelenruhe und begann sich anzukleiden.

„Nein, Hermann, das hast du nicht richtig gesagt; ich bin der Wirt, und ich darf es nicht vor unserm lieben Herrgott verantworten, mein Gesinde in schwerer Stunde im Stiche zu lassen. Wir wollen im Keller deine Minna und meinen Michel wohl verbergen, und auch das Geld dazu. Ich aber bleibe oben im Hause und werde es solange verteidigen, bis Hilfe aus Wolosowo kommt. Auch muß ich versuchen, zu unseren Schäfern ein Paar Flinten hinüberzubringen. Das ist meine Pflicht.“

Es wird in Hast und Dunkelheit gearbeitet. Mit Mühe und Not wird die alte Minna vor lautem Kreischen abgehalten und mit dem in ihren zitternden Armen sanft schlummernden Knaben behutsam in das tiefe Gewölbe befördert. Der kleine Mischa lächelt selig und hört nichts. Er träumt wohl von dem schönen Geschenk, von der kleinen Blechtrompete, die er festumklammert in seinen Händchen hält...

Raum wurde der gutverborgene Eingang von den beiden zurechtgeschoben und maskiert, schon hörte man aus den Küchenräumen und Kammern, wo die Mägde schliefen, ein unmenschliches Gefreisch:

„Vergifmeinnicht ist gekommen! Vergifmeinnicht! heiliger Wundertäter Nikolaus, heilige Mutter Gottes von Kasan hilf! Vergifmeinnicht ist auf dem Hofe!“ Ein Stimmengewirr; wilde Schreie wahnsinnig gewordener Weiber. Keine Beschwichtigungen Knorre's helfen, keine Worte der Beruhigung. Die Weiber machen Licht. Halbnaakt stürzt sich eine Ruhmagd auf die Türriegel und schon steht die Hintertür auf den Hof breit offen. Ein eifriger Windstoß löscht das Feuer aus. Aber umgestürzte Tische und Stühle stolpert alles zum Ausgang, wie von bösen Geistern verfolgt. Hermann flüstert seinem Herrn in der Eile zu, er möge hinter ihm die Rükchentür gleich verriegeln: er will versuchen, im allgemeinen Wirrwarr zum Pferdestall durchzubrechen. Der tapfere Alte verschwindet hinter der letzten aus dem Hause geflohenen Frau. Knorre schlägt die Tür hinter ihm zu und sichert die Riegel. Er hört, wie auf dem Hofe eine wilde Jagd beginnt. Hilferufe, daß Geheul der in den Ställen verschlossenen Schäferhunde, — Flüche. Dann ist wieder alles totenstill. Knorre ist im Hause allein. Er will sich in seinem Schlafzimmer verrammeln. Mögen die Räuber in der Meinung verbleiben, daß er sein Rind und sein Geld hier bei sich hat. Eiliche Stunden wird er sich schon halten können;

und, wenn die Räuber auch das Haus anzünden sollten, so faßt das Feuer doch nicht so leicht dieses Kernwerk. Auch in das Geheimgewölbe gelangt es nicht, da der Eingang luftdicht durch die Steinplatte im Hausfundament verschlossen ist. Die Luftzufuhr zum Kellerraum ist durch eine lange unterirdische Luftröhre, die außerhalb des Gehöfts ausläuft, gesichert. Minna wird schon stillhalten — und auch der Kleine ist nicht mehr so dumm, daß er es nicht verstehen sollte, daß er mäusehinstill sitzen muß, solange die Räuber im Hause sind: es geht ja um das Leben!

Jetzt zieht sich Knorre zurück. Er könnte ja durch die Fenstergitter nach einem oder dem anderen finster durch den breiten Hof huschenden Menschenschatten schießen. Aber, das fünfte Gebot Gottes besagt: — „Du sollst nicht töten.“ Solange niemand auf ihn oder auf seinen Sohn geschossen hat, schießt Knorre nicht! „Wer mit dem Schwerte sicht, der soll vom Schwert umkommen,“ spricht der Herr. Nein, — er hat kein Recht zu schießen, solange es nur die geringste Hoffnung gibt, daß der Arm des Gesetzes auch ohne einen von ihm verursachten Menschenmord die Räuber ertappt.

\* \* \*

Ein Zwiesgespräch wird durch das Guckloch der eisenbeschlagenen Eichentür des Schlafgemaches geführt. Im Schlafgemach — Knorre, der in der Hand das Evangelium hält; — in der Nebenstube der Räuberhauptmann, mit einer Pistole in der Hand. Die Banditen stehen hinter dem Rücken ihres Anführers und hören zu. Sie haben das ganze Haus revidiert, aber weder Geld, noch eine lebende Seele im Hause gefunden, und sind wütend. Sie halten sich seitwärts von der Tür, weil sie fürchten, eine Kugel durch das Guckloch in den Leib zu bekommen. Einstweilen bleibt das Guckloch ja mit einem dicken Eisenverschub von der Innenseite gesichert, aber jeden Augenblick kann der verdammte Njemjez (= Deutsche) zu schießen beginnen. Keiner von den Banditen versteht, warum er es eigentlich schon früher nicht getan?

„Nun, Njemjez, mach lieber auf. Wir werden dich freilassen, wenn du artig bist. Gib das Geld her und wir reiten ab. Oder, wir zünden dir die ganze Bude über dem Kopf an.“

„Das wirst du nicht tun, Vergißmeinnicht. Die Lohe könnte man in Wolosowo zu sehen bekommen und dann habt ihr die Kosaken auf dem Halse. Übrigens ist alles Geld schon längst fort aus diesem Hause.“

Nur Zeit gewinnen. Nur die Unterredungen in die Länge ziehen. Hermann holt ja bald Hilfe. — — — — —

„Lüg nicht, Njemjez. Deinen alten Knecht haben wir im Pferdestalle gepackt. Er hatte kein Geld bei sich. Wenn du nicht aufmachst, so werden wir dich aus deiner Fuchshöhle auszurauchern verstehen. Kommen wir aber nicht im Guten zu dir hinein, so schneiden wir deinem Bengel Nase und Ohren ab. Damit du es weißt! Nun wird's bald?“

„Das kannst du auch nicht tun, Vergißmeinnicht. Als ihr nach meinen Mägden

und nach dem Alten auf dem Hofe von jener Seite des Hauses Jagd gemacht habt, gelang es meiner Wirtschafterin mit dem Knaben und dem ganzen Gelde aus dem Fenster von der anderen Seite des Hauses zu entweichen. Jetzt sind sie schon längst auf dem Wege nach Wolosowo.“

„Ha=ha=ha, du lügst, sage ich, verdammter Njemjez! Willst du Sohn der Hündin, daß ich euch alle drei dort lebendig roste?“

Gräßliche Flüche bekräftigen die Drohung. Die Bande wird immer ungeduldiger. Gott, hilf. Gott, hilf!

„Bange machen gilt nicht, Vergißmeinnicht. Wenn ich sterbe, ehe ich dir gesagt habe, wo das Geld versteckt liegt, so werdet ihr es nimmer finden. Übrigens, sieh einmal durch das Guckloch in mein Zimmer hinein: außer mir gibt es im Zimmer keine Seele mehr. Na, glaubst du jetzt, daß das Geld mit dem Knaben und mit der Wirtschafterin schon weit in der Steppe ist? Ich habe befohlen, daß die beiden es unter einen mir bekannten Wegstein verstecken. Ich rate euch bei Gutem, macht euch aus dem Staube, schneller, sonst kann es euch schlimm gehen, wenn die Kosaken mit der Polizei hergeritten kommen!“

Dumpfe Flüche hinter der Tür. Dann ein erregtes Flüstern. Die Banditen stritten untereinander. Schritte hörte man leise unter den verriegelten Fensterladen schleichen. — Pferde wieherten vor dem Tore. — Doch der Hauptmann saß immer noch vor der Tür. Man hörte seine Kommandoworte und Flüche.

Rnorre schöpfte Mut, obwohl sein Herz in banger Angst schwebte, daß der Schlupfwinkel im anderen Ende des Hauses, — wo sein Kind sich befand, — irgendwie inzwischen von den Räubern doch entdeckt werden könnte... Er sprach weiter:

„Sieh doch, Vergißmeinnicht. Du scheinst ein gescheiter Mann zu sein, und stehst es doch nicht ein, daß ich dir nichts als die reinste Wahrheit sagte. Siehe: im Flure fehlen die Pelzkleider meiner Wirtschafterin und meines Sohnes. Durch die Ritzen in den Fensterladen habt ihr gesehen, daß ich die beiden hier im Zimmer nicht habe; — das ganze Haus vom Boden und bis zum Keller habt ihr ja im Übrigen durchsucht. Sei doch vernünftig, — und reite sobald, wie nur möglich, fort. Ich mache dir nimmer auf. Munition habe ich bei mir, soviel ich will, — und bis deine Kerle die dicken Gitterstangen und die Eisenladen oder gar eine Wand durchbrechen, — schieße ich ein halbes Duzend von euch tot. Und wenn ihr mich dann doch kriegen solltet, so bekommt ihr das Geld auch nicht. Ich habe es ja nicht mehr im Hause! Und bald kommen die Kosaken aus Wolosowo.“

„Mach auf, oder ich schneide deinen Knechten, — einem nach dem anderen, die Kehlen durch! Mach auf, deutscher Hund, sag' ich, oder, — wenn meine Leute die Alte mit dem Bengel in der Steppe erwischen, so werde ich beide hier vor deiner Tür in kleine Stücke schneiden! Machst du auf, oder nicht, jetzt!“

Gott sei gelobt. Also, haben die bösen Leute den Geheimkeller doch nicht entdeckt. Aber, Herr im Himmel, — was soll aus den armen Knechten werden? Wie soll er seine Knechte retten? Gott, gib Du, Allmächtiger, mir Deinen Rat. Erleuchte mein Gemüt und sage mir, was ich nun tun soll?

„Vergißmeinnicht, rase nicht. Das Geld ist weit, und die Gefahr für deine Leute und für dich steigt. Ziehe ab in Frieden, — der Tod der armen Knechte nützt dir doch nichts; — keiner von ihnen hat eine Ahnung davon, — wo das Geld jetzt liegt. Ich schwöre dir, daß ich selbst dieses im Augenblicke nicht genau weiß, — dieses wissen nur mein Bube und seine alte Pflegerin, meine Hauswirtschafterin.“

„Verflucht! machst du auf oder machst du nicht auf?!“

„Nein, Vergißmeinnicht, — ich will dich nicht zum Morde verleiten. Bedenke lieber, welche Sünden du ohnedem schon auf dein Gewissen geladen hast. Gott wird dich strafen, Vergißmeinnicht, wenn du nicht besser wirst.“

„Ich werde mich gleich bessern, du deutscher Predigerhund, du. Hej, Genossen! Schleppt mir den alten deutschen Knecht einmal hierher, den wir im Pferdestall gebunden halten. Und legt auch ein wenig Feuer hier vor dem Guckloch. Wir wollen ein kleines Raizenmauen in deutscher Sprache veranstalten, he—he—he! Und, damit es lustiger wird, schleppt auch die braven Mägdelein her, — sonst erfrieren sie dort auf dem Schnee — wir wollen ihnen an den Kohlen die schönen zarten Füßchen etwas wärmen he—he—he! Halt, Njemjez, — deine Ohren offen!

Knorre sank auf die Knie, Herr Gott, Allmächtiger, was tun? Inbrünstig betet der fromme Knorre zu seinem deutschen Gott. Wenn Er, der Allmächtige nun in der letzten Stunde nicht sein Wunder tut, so macht er die Tür auf, um durch seinen Tod seine Nächsten, für die er, als Wirt und Herr, vor Gott die Verantwortlichkeit trägt, vor grausamer Todesqual zu retten. Gott, hilf! Hilf! Hilf!

Schon sind die Türriegel abgelegt.

Mein Gott, was ist das! Ein Reiter-signal? Kosaken kommen — immer lauter . . . mein Gott, — mein Gott . . . Hurrah! Hurrah! Die Kosaken, die Hilfe naht: — „wehe dir, Vergißmeinnicht — jetzt entschlüpfst du nicht mehr, — siehst du, schlechter Mensch, der liebe Herrgott hat dich doch mit seiner Rechten erwischt!

Ein Stimmengewirr im Hause — dann ein hastiges Stürzen über den Hof zu den Pferden, — und es verging ein Augenblick kaum, als alle die Banditen im Nebel des Schneesturmes verschwanden. Aus der Ferne aber tönte es leise, und doch deutlich:

Trata-ta-ta-ti-tatiita-ta! Tiii-ta-ta-tiii!

Die Klänge erschallten von hinter dem Palisadenzaun — der heulende Wind blies sie auf das Gehöft hinüber — es waren Kavalleriesignale: — deutliche, auf einer Trompete geblasene Kavalleriesignale.

Es vergingen lange Minuten. Nichts war mehr zu hören.

Die offenen Tore gähnten in die dunkle Steppe, wo die Räuberschar spurlos das Weite suchte.

Langsam erhob sich der betende Knorre von den Knien. Er ging aus seinem Schlafzimmer heraus, — und laufchte. Dann eilte er zu den Ställen und holte aus ihnen seine Knechte, um sie zu bewaffnen. Und dann erst ging er mit Hermann zusammen, sein Rind zu befreien. Ein Wunder ist geschehen!

Als die alte Minna mit Mischa ans Licht befördert wurden, stellte es sich heraus, daß Gott ein Wunder walten ließ: der Knabe wachte im Keller auf. Seine Wärterin aber war nicht zur Hand, — sie wollte etwas durch den Steinverschluß von dem, was im Hause vor sich ging, hören. So wurde es dem Knaben in der Dunkelheit auf dem Pelze langweilig; und, da er das väterliche Geschenk immer noch in der Hand hielt, so wie er damit am Abend eingeschlafen war, — so hielt er es für angebracht, eine prachtvolle Fanfare auf der Blechtrumpete erklingen zu lassen.

Die Söhne drangen zwar nicht durch die dicken Steinplatten in das Haus, aber sie drangen durch die Lufttröhre nach außen hinaus . . . in die stürmische Nacht . . . jenseits der Palisaden.

Gott verläßt denjenigen, der an ihn wirklich und aus vollem Herzen glaubt, — nie!



## Meinem Sohn

von Artur Hertovius-Riga

Du kannst noch froh durchs Feld und durch die Saaten  
An Vaters Hand vertraulich weiterstreiten  
Und alle Dinge glücklich froh erraten,  
Die fremdverkleidet dich begrüßen und begleiten.

Die Büsche, die vom Wiesenrand dich necken,  
Suchst du im Haschen schalkhaft zu umkreisen,  
Doch böser dann ermahnen dich und schrecken  
Die alten Bäume, gleich erzürnten Greisen.

Aus gelbem Sande, lauter traute Finger,  
Lachen die Steinchen dir mit scheuerverstecktem Schmunzeln  
Und ernster blicken nur, fast drohend mit dem Finger,  
Die größeren aus tiefvergränten Runzeln.

Aus Wald und Flur, die hell erleuchtet werden,  
Umspielen Falter dich mit bunten Bändern  
Und reich an Ausdruck, Sprache und Gebärden  
Drängen die Wolken vor, die tausendfach sich ändern.

Nur sicher auf das heimliche flache  
Sonnige Land, das deine Augen schauen,  
Scheint sich der Himmel gleich dem trauten Dache  
Rund auf den tiefen Horizont zu bauen.



# Rundschau

## Eine Staatenummer: Rumänien der Deutschen Allgemeinen Zeitung

Im denkbar glücklichsten Augenblick hat die Deutsche Allgemeine Zeitung in Berlin durch ihre Sonderausgabe über Rumänien eine überaus eindrucksvolle Rundgebung für die wirtschaftliche und geistige Annäherung Deutschlands und Rumäniens veranstaltet. Die Schriftleitung des Blattes hat damit ein in taktisch-politischer und kulturpropagandistischer Beziehung gleich hervorragendes Muster geliefert, wie vorhandene Stimmungsunterlagen und diplomatische Gelegenheiten ausgenützt werden können, um nützliche Bindungen zu schaffen, die zugleich auch im vollsten Interesse der deutschen Minderheit geschehen. Zwei Momente ließen den Zeitpunkt tatsächlich unerhört günstig und einmalig erscheinen:

1. war die Unterzeichnung des Abkommens zwischen Rumänien und Deutschland erfolgt, langwierige, oft aussichtslos erscheinende Verhandlungen waren damit zu einem für beide Teile positiven Ergebnis gelangt und so die Bahn freigegeben für erneuten intensiven wirtschaftlichen Austausch.

2. war die Regierung Bratianu gestürzt und an ihre Stelle die Verheißung Manius getreten, die Verheißung der Karlsburger Beschlüsse, das Programm der westeuropäischen Orientierung nach Recht und Gesezmäßigkeit.

So war auch die Möglichkeit gegeben, daß vom deutschen Außenminister und vom rumänischen Ministerpräsidenten an über Staatsmänner aller Art bis zu den Gelehrten und Wirtschaftsleuten kein Name guten Klanges, der irgendwie aus beiden Ländern innere oder äußere Beziehung zu den gegenseitigen Problemen besitzt, in dieser grundlegenden Nummer der Deutschen Allgemeinen Zeitung fehlt. Im allgemeinen deutschen Interesse aber ist es von höchster Bedeutung, daß die führenden Köpfe der deutschen Minderheit in Rumänien in diesem Kranz illustrier Persönlichkeiten auch vorkommen und in ihren Artiteln freimütig, doch voller Vertrauen auf die oben angebahnte Entwicklung ihre Stellung zu den Fragen der Wirtschaft, des Kulturlebens, der Politik äußern. Es ist ein Zeichen der Zeit und der für uns zwangsläufigen Entwicklung, daß all diese Beiträge der Minderheitenführer die Daseinsbedingungen der Minderheit unter die großen Gesichtspunkte der europäischen Maßstäbe zu stellen im Stande sind und daß namentlich die Hoffnung auf eine engere Anknüpfung dieser Daseinsmöglichkeiten an das große deutsche Reservoir den roten Faden ihrer Ausführung bildet. Übrigens spielt auch in den Aufsätzen der reichsdeutschen und rumänischen Mitarbeiter der Gedanke von der Mittlerrolle des rumänischen Deutschtums in den gegenseitigen freundschaftlichen Beziehungen eine ausschlaggebende Rolle.

Der spiritus rector der Sonderausgabe und damit zugleich der Initiator einer fruchtbaren Methode europäischer Kultur- und Wirtschaftskonsolidierung ist

der Chefredakteur der Deutschen Allgemeinen Zeitung, Dr. Fritz Klein. Es ist kein Zufall, daß gerade er als Siebenbürger Sachse diese schöpferische Tätigkeit in der deutschen Journalistik inauguriert hat. Ihm sind neben der besonderen persönlichen Eignung die Organe für solche Arbeit vom Heimatboden hier sozusagen in die Wiege gelegt worden.

R. Es.

## Vorträge über das europäische Minderheitenproblem in Paris

Die „Dotation Carnegie pour la Paix Internationale“ in Paris eröffnete Anfang November eine Vorlesungsreihe des Professors Sibral über das Gesamtthema: „Le régime des minorités ethniques et lestraités d'après-guerre.“ Die erste Vorlesung beschäftigte sich mit der Idee des völkischen Minderheitenproblems, der Kennzeichnung der europäischen Minderheitenbewegung, namentlich auch der deutschen Faktoren. Wenn auch nicht allen vorgebrachten Gedanken beigestimmt werden kann — prinzipiell von größter Bedeutung ist doch, daß der französische Professor anerkennt: Es sei die öffentliche Meinung heute so geweckt, daß „un grand scandal“ einer Minderheit gegenüber nicht mehr stattfinden könne, denn er würde sogleich allbekannt werden!

## Wichtige Schriften zur Studien- und Berufsberatung

Die drückenden Schul- und Prüfungsverhältnisse, die materielle Sorge um die Möglichkeit zu studieren, die vielfache Unorientiertheit und Ratlosigkeit von Eltern und Kindern hinsichtlich der Wahl eines Berufes zwingt alle verantwortungsbewußten Zentralstellen des Auslanddeutschtums, sich mehr und mehr der Berufs- und Studienberatung mit fachlich eingearbeiteten Kräften zuzuwenden. Zur Unterstützung dieser Arbeit ist der Besitz und die Kenntnis der richtunggebenden Literatur sehr wesentlich. Dabei handelt es sich nicht nur um die Vorlesungsverzeichnisse, Studienprogramme, offiziellen Hochschulführer usw., sondern auch um die prinzipiellen Grundwerke. Ein solches ist die im Verlag J. Hörning-Heidelberg erschienene Schrift: Dr. J. H. Mitgau: Der Student, eine Einführung in Studium und Studentenleben an der Deutschen Universität der Gegenwart. Das Buch bietet weniger eine mechanische Aneinanderreihung der Tatsachen des heutigen Universitätslebens, als vielmehr diejenige Einführung, die nach allen Erfahrungen in der Nachkriegszeit so dringend notwendig erschien: Orientierung und Einordnung des jungen Menschen in die erzieherischen Kräfte der Universität und des Studentenlebens. „In diesem Sinne will das Buch eine Einführung sein, nicht zum Nachschlagen, sondern zum Durchlesen.“

Die Buchhandlung des Waisenhauses in Halle unterzieht sich der dankenswerten Arbeit, in einer Reihe grundlegender Schriften alles Wissenswerte über das Studium an den Universitäten Deutschlands im allgemeinen und nach Fächern zu gliedern. Wir greifen als wichtigstes Werk heraus: Otto Schröder,

Aufnahme und Studium an den Universitäten Deutschlands auf Grund amtlicher Quellen, mit besonderer Berücksichtigung des Frauenstudiums, des Studiums der Volksschullehrer usw. Hier ist ein praktischer Wegweiser höchster Qualität nicht nur für die Studenten aller Grade, sondern gerade auch für die Eltern geschaffen, die sich über den Beruf ihrer Kinder entscheiden wollen. Wesentlich ist die lückenlose Übersicht über die erforderliche schulwissenschaftliche Vorbildung. An Spezialschriften von demselben Verfasser verdienen hervorgehoben zu werden: 1. Das Studium der Staats- und Wirtschaftswissenschaften. 2. Das Studium der Landwirtschaft und verwandter Betriebe. 3. Die juristische Doktorwürde. Alle diese Abhandlungen und Zusammenstellungen zeichnen sich durch Vollständigkeit und Genauigkeit des Stoffes aus, so daß sie die wertvollsten und zuverlässigsten Nachschlagewerke ihrer Art sind.

## Siebenbürgisch-sächsische Schriftsteller bei den Magyaren

Die Linie der Kulturpolitik, die schon seit Jahren zwischen den Magyaren und Deutschen Siebenbürgens zu einer freundschaftlichen geistigen Annäherung führte, wurde durch einen Besuch sächsischer Dichter in Klausenburg markant weiterverfolgt, Zweifellos hat sich der zum großen Teil schon im Auslande anerkannten jüngeren Generation siebenbürgischer Maler eine überaus beachtenswerte Schriftstellergemeinde zugesellt. Von Meschendorfer an, der in der Vorkriegszeitsschrift „Die Karpathen“ gelösteres geistiges und künstlerisches Streben nach Siebenbürgen erst so richtig verpflanzte, bis auf Zillich, in dessen Monatschrift „Klingsor“ der ganze Betätigungsdrang und die Arbeits- und Schöpferfreude der Jüngeren vibriert, ist ein reicher Strom von Schaffen, Können, Begabung in unserem neueren siebenbürgischen Schrifttum zu verfolgen. So stellten die sechs Volksgenossen, die über Einladung der ungarischen Schriftstellervereinigung „Helikon“ nach Klausenburg kamen, etwas vom Besten und Stärksten deutscher Geistigkeit vor. Was wohl keine Nation der Welt den Ungarn gleich tun kann: Überströmende Herzlichkeit, unübertreffliche Übertragung seelischer Erfüllung in eine bezwingende Geste, ritterliche Anerkennung fremder Leistungen — das wurde den sächsischen Gästen in reichstem Maße zuteil. Was aber diesem Treffen eine höhere symbolische und — auch geschichtlich betrachtet, — weittragende Bedeutung verleiht, das ist das Sich-Finden des siebenbürgisch-ungarischen und des siebenbürgisch-deutschen Wesens auf dem Boden der Selbstdarstellung durch die Dichtkunst, die damit doch immer zugleich eine Darstellung des gemeinsam bewohnten Bodens, der gemeinsam aus verschiedenen Quellen befruchteten geistigen Atmosphäre desselben Landes ist. Eine Synthese zweier Volkstemperamente, wie sie — bei gegenseitigem gutem Willen glücklicher nicht gedacht werden kann.

Kulturpolitisch kann man sich keine geeigneterere Form denken, 1 den Kulturfrieden Europas wirksam zu gestalten.



# Bücherschau

Camillo Morocutti: Großdeutschland-Großsüdslawien. Wien, Wilhelm Braumüller, 103 S., Gr.-8°. RM. 3.—

Durch die jüngsten innen- und außenpolitischen Ereignisse in Südslawien gewinnt die soeben erschienene Schrift des Führers der Deutschen in Slowenien eine ganz besondere Bedeutung. Dr. Morocutti, der gedankliche Mitbegründer einer übernationalen und europäischen Minderheitenpolitik, unterzieht mit größter Sachkenntnis die gefährdenden Nationalitätenprobleme in Mitteleuropa-Südosteuropa einer ersten und sachlichen Kritik und zeigt die großen Gefahren des bisherigen rücksichtslosen Staatnationalismus und Wirtschaftsnationalismus sowie die außenpolitischen Gefahren des Faschismus. Die unterdrückten, der Entnationalisierung preisgegebenen Volksgruppen in den mittel- und südosteuropäischen Nationalstaaten können von der Assimilierung nur durch nationale und kulturelle Autonomien gesichert werden. Ausführlich bespricht er die bisherige Entwicklung und die besonderen Schwierigkeiten für die Errichtung einer slowenischen Kulturautonomie in Kärnten. Dann wendet er sich zu einer eingehenden Darstellung der schweren Lage des Deutschen in Slowenien, aus der die traurige Tatsache hervorgeht, daß die Entdeutschungspolitik in Slowenien der brutalen faschistischen Entnationalisierungspolitik bei den Slowenen in Istrien und bei den Deutschen in Südtirol vollkommen gleicht. Nur durch die Gewährung einer deutschen Schul- und Kulturselbstverwaltung wird das südslawische Volk die so notwendige Freundschaft des benachbarten deutschen Volkes finden können. Darüber hinaus hat die Gewährung nationalkultureller Autonomien beispielgebende Bedeutung für die Regelung der deutschen und slowenischen Minderheitenfrage in Italien. Für Südslawien ist die Lösung dieser Minderheitenfrage von größter außenpolitischer Bedeutung. Aus der Zwangslage, in der es sich heute befindet, würde die Gewährung einer Kulturautonomie für die nationalen Minderheiten und eine klar gerichtete Freundschaftspolitik Südslawiens zu Österreich-Deutschland und Bulgarien den einzig richtigen Ausweg bedeuten. Nur durch eine natürliche und organische Verständigungspolitik in Mitteleuropa-Südosteuropa kann der wirtschaftliche Aufschwung der Nachfolgestaaten gesichert werden. In der Richtung dieser notwendigen Entspannungspolitik liegt die freundschaftliche Annäherung Südslawiens an Bulgarien und an Österreich-Deutschland mit dem schließlichen Ziel eines durch Bulgarien vergrößerten Großsüdslawien, das seinen besten wirtschaftlichen, kulturellen und organisatorischen Rückhalt an dem kommenden Großdeutschland finden wird. Großdeutschland und Großsüdslawien sind die Grundlagen des werdenden Europa. Das Buch Morocuttis zeigt den Weg zu positiver Friedenspolitik, zu praktischer nationaler Verständigung. Es ist ein Aufruf zu durchführbarer Friedensarbeit, die in dem national zerrwühlten und friedlosen Südosten Europas dringend und unaufschieblich ist.

Alexander Florstedt: In den Hochgebirgen Asiens und Siebenbürgens, Jagderlebnisse und Forschungsreisen. Verlag J. Neumann in Neudamm 1928.

Die Früchte eines langen Jägerlebens gibt der bekannte Karpathenjäger Florstedt in diesem Buche seinen Lesern. Das Werk zählt nicht zu den Erzeugnissen, die kurz nach Beendigung der Forschungsreisen von dem Autor an Hand kurzer Tagebuchblätter in aller Eile verfaßt wurden und die daher leicht trocken und erkältend wirken. Sein Vorzug liegt vielmehr darin, daß ihm nichts von Belehrenwollen anhaftet, obwohl es auch für den praktischen Jäger so viel des Wissenswerten bietet, daß es darum allein schon wertvoll erscheint. Im flotten Plauderton führt uns der Verfasser gleich

in den ersten Kapiteln ein in ein Gebiet, das vor ihm wohl kein Europäer des Jagens wegen bereiste, ins tiefste Kleinasien mit dem — bergsteigerisch betrachtet — schwierigen Taurus- und Antitaurusgebirge. Dort führen noch die freien Kurdenstämme ihr Räuber-dasein. In solcher Umgebung, deren Gefahr bisher nur wenige Menschen überwandten, durfte Florstedt jagen. — Unberührtes Land von schroffen Gegenätzen an Natur und Menschen ist die Heimat der Bezoarsteinböcke, deren wuchtige Gehörne des Verfassers Jägertraum darstellten. In mühsamem Kampfe mit den Hindernissen der Bergwelt, durfte er die stärksten Beutestücke mitnehmen in sein siebenbürgisches Jägerparadies, wo er seit Jahren lebt. — Dem wildreichen Siebenbürgen gilt des Buches zweiter Teil. Gamslebensnisse, Hirschbrunstbilder, Sauhazen wechseln in bunter Folge miteinander ab. Ein Weidmannsjahr voll Freude, Enttäuschung und vieler Arbeit darf der Leser dort miterleben. Florstedt hat den geheimnisvollen Urwald für viele wieder zum Leben erweckt!

Robert Koch: *Medicii sași din secolul al XVIII-lea în orașele săsești ale Ardealului.* (Sächsische Ärzte im 18. Jahrhundert in den sächsischen Städten Siebenbürgens), Dissertation. Klausenburg 1928.

Eine fleißige Doktorarbeit, die viel kulturhistorisch verwendbares Material zur Geschichte und literarischen Betätigung des sächsischen Arztestandes im 18. Jahrhundert beibringt.

Der große Schwabenzug von Adam Müller-Guttenbrunn. Ausgabe für die Jugend bearbeitet von Dr. W. Schleicher. C. Dünhamph, Dessau 1928.

Das Werk Müller-Guttenbrunns ist hier in sehr ansprechender Form der Jugend zugänglich gemacht worden. Die verkleinerte Wiedergabe des bekannten Einwanderungs-bildes, die Zeichnungen von Heinrich Stephan beleben das Ganze und helfen es zu einem rechten Volks- und Jugendbuch machen.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

## I n h a l t

Geschichte und Volkstum im deutsch-dänischen Grenzkampf von Dr. Martin Steinhäuser - Stuttgart.

Ein Weihnachten vor fünfzig Jahren. Ein baltisches Erinnerungsbild von Irene von Stryk - Dorpat.

Johann Eder aus Raab. Lebensbild eines ungarischen Deutschen um 1848 von Fritz Heinz Keimesch - Berlin.

In der Steppe von Dr. v. Behrens - Bromberg.

R u n d s c h a u : Eine Staatenummer: Rumänien der Deutschen Allgemeinen Zeitung. — Vorträge über das europäische Minderheitenproblem in Paris. — Wichtige Schriften zur Studien- und Berufsberatung. — Siebenbürgisch-sächsische Schriftsteller bei den Magyaren.

B ü c h e r s c h a u.

\*

Herausgeber: Dr. Richard Csaki - Hermannstadt.

Ostland-Verlag, Hermannstadt.

# Inhaltsverzeichnis

des dritten Jahrganges

## Aufsätze, Essays.

	Seite
Bäumer, Dr. Gertrud (Berlin): Die Seniorin der deutschen Frauenbewegung . . . . .	194
Beermann, Johannes (Reval): Ein Ruhmesblatt deutscher Geistesgeschichte . . . . .	59
Behrens, Dr. hist. h. c. von (Bromberg): Unsere Urheimat im Osten . . . . .	282
Bielz, Dr. Julius (Hermannstadt): Die Sammlung heimischer Altertümer des Baron Brufenthal'schen Museums in Hermannstadt. . . . .	247
Binder, Lotte (Mediasch): Die auslanddeutsche Frau . . . . .	228
Bosel-Kienast, Karl (Wien): Dr. Ottokar Kernstock's jüngstes Lieberbuch „Der redende Born“	15
Braunshausen, Dr. A. (Luxemburg): Der Kanton Capellen, Land und Leute . . . . .	124
Esafi, Dr. Richard (Hermannstadt): Deutsch-baltische Gegenwart . . . . .	33
Esafi, Dr. Richard (Hermannstadt): Zineborn . . . . .	57
Esafi, Dr. Richard (Hermannstadt): D. Dr. Adolf Schullerus † . . . . .	69
Esafi, Dr. Richard (Hermannstadt): Zur Methode kultureller Verständigung von Schicksalsminderheiten mit den staatsführenden Völkern . . . . .	85
Esafi, Dr. Richard (Hermannstadt): Luxemburg . . . . .	101
Esafi, Dr. Richard (Hermannstadt): In der Pfalz und im Saargebiet . . . . .	133
Esafi, Dr. Richard (Hermannstadt): Die kulturelle Arbeit der Minderheiten und die Stammvölker. . . . .	261
Esafi, Dr. Richard (Hermannstadt): Neues aus der Praxis unserer Kulturpolitik . . . . .	305
Deuerling, Dr. Oswald (München): Auslandsdeutsch oder auslanddeutsch? . . . . .	9
Diedrich, Pfarrer (Puerto Montt, Chile): Das deutsche Gesicht in Südchile . . . . .	149
Hädel, Dr. Ernst (Budapest): Paula Grogger und Margarete Weinhandl . . . . .	177
Hahn, Konrad (Berlin): Vom Wesen der Volkskunst . . . . .	166
Hauschofer, Dr. A. (Berlin): Albrecht Wend . . . . .	287
Heß, Josef (Esch a. d. Mzette, Luxemburg): Dorf und Haus im Luxemburger Lande . . . . .	188
Huß, Dr. Richard (Debrecin): Luxemburgisch-Siebenbürgische Beziehungen namentlich in der Sage . . . . .	105
Jeifner, Eduard (Dresden): Das Wesen von Prag . . . . .	136
Kauder, Viktor (Kattowitz): Vom freien Bildungswesen der Deutschen in Polnisch-Oberschlesien . . . . .	71
Kauder, Viktor (Kattowitz): Das deutsche Büchereiwesen in Polnisch-Oberschlesien, Ostschlesien und Galizien . . . . .	181
Korodi, Luz (Hannover): Frohsinn und Lebenswille in siebenbürgisch-sächsischer Dichtung	36
Kuegelgen, Carlo von (Berlin): Das Deutschtum in Sowjetrußland und sein Schulwesen	273
Lasch, Dr. Agathe (Hamburg): Sprache und Zeitgeschichte . . . . .	204
Loesch, Dr. Karl E. von (Berlin): Volkstum und Staat . . . . .	291

Maßburg, Fides von der (Escheberg, Hessen): Von Ursachen und Zielen der deutschen Hausfrauenbewegung . . . . .	Seite 221
Ponten, Josef (München): In deutschen Dörfern an der Wolga . . . . .	4
Redslob, Dr. Edwin (Berlin): Volkskunst und Gegenwart . . . . .	244
Reimesch, F. H. (Berlin): Johann Eckert aus Raab . . . . .	329
Sauerlandt, Dr. Max (Hamburg): Aufbau und Aufgabe eines Museums für Kunst und Gewerbe . . . . .	231
Schreiber, Dr. Walther (Belgrad): Die deutsche Volksgemeinschaft in Jugoslawien . . . . .	75
Schreiber, Dr. Walther (Hermannstadt): Auslanddeutsche Kalendermacher . . . . .	172
Schreiber, Dr. Walther (Hermannstadt): Weltdeutschtum in Zahlen . . . . .	279
Schroller, Dr. Hermann (Kronstadt): Vorgeschiede und Heimatmuseum . . . . .	240
Stäel v. Holstein, Lucie Freifrau (Reval): Auslanddeutsche Städtebilder: Reval . . . . .	250
Steinhäuser, Dr. Martin: Geschichte und Volkstum im deutsch-dänischen Grenzkampf . . . . .	319
Strank, Kurt von (Berlin): Das falsche Dänentum Nordschlesiens . . . . .	143
Teutsch, Dr. Friedrich (Hermannstadt): Professor Michael Esaki, Kurator des Baron Bruckenthalischen Museums † . . . . .	1
Treuge, Margarethe (Hamburg): Die kulturellen, sozialen und nationalen Aufgaben der Frau im Staat . . . . .	266
Wittstock, Oskar (Hermannstadt): Die Stellung der Mutter im Leben der Minderheiten-völker . . . . .	208
Zay, Udele (Kronstadt): Die sächsische Frau . . . . .	198

Gedichte.  
BCU Cluj / Central University Library Cluj

Eichendorff, Joseph Freiherr von: An die Tiroler . . . . .	165
Frei! (Luxemburgisch) . . . . .	104
Gleim, Richard (Schönbrunn): Waldweisheit . . . . .	184
Goergen, W. (Luxemburg): Beim Nélchesstak! . . . . .	118
Rahle, Maria (Olsberg): Und doch . . . . .	193
Rahle, Maria (Olsberg): Die Sachsen . . . . .	225
Rerkovius, Artur (Riga): Meinem Sohn . . . . .	343
Meschedörfer, Adolf (Kronstadt): Schwarzes Meer . . . . .	36
Römer, Karl (Siebenbürgen): Bäm Honterstrock! . . . . .	118
Stryf, Irene von (Dorpat): Leben . . . . .	304

Erzählungen, Skizzen.

Behrens, Dr. von (Bromberg): In der Steppe . . . . .	335
Der lange Weit . . . . .	126
Rirkas, Albert (Dorpat): Der Lette . . . . .	12
Schuller, Anna (Schaas): Der Fischhalter . . . . .	215
Stryf, Irene von (Dorpat): Ein Weihnachten vor 50 Jahren . . . . .	325
Wittstock, Erwin (Hermannstadt): Die Bienen . . . . .	44

## Rundschau.

	Seite
Auslanddeutsche Familienforschung . . . . .	155
Auslanddeutschtum in Sieben . . . . .	22
Balten in Deutschland . . . . .	62
Dem „Kosmos“ zu seinem 25 jährigen Bestande . . . . .	186
Deutsches Schulleid in Estland . . . . .	154
Deutsche Zeitschriftenherausgeber über den Südosten . . . . .	24
Die Zukunft des europäischen Auslanddeutschtums . . . . .	312
Ein Bukowina-Siebenbürgen-Heft der Czernowitzer Deutschen Tagespost . . . . .	100
Eine Staatennummer: Rumänien der D. A. Z. . . . .	344
Eine wolgadeutsche Jubiläumsausstellung . . . . .	155
75 Jahre Bukarester Deutsche Liedertafel . . . . .	22
25 Jahre Deutsche Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Bromberg . . . . .	21
Für reichsdeutsche Schülerbibliotheken geeignete baltische Bücher . . . . .	188
Herbsttagung des deutschen Kulturrates in Estland . . . . .	63
Kalender des Auslanddeutschtums für 1928 . . . . .	23
Kunst und Alltag! . . . . .	65
Minderheitenbewegung und Wissenschaft . . . . .	313
Seelsorgenöte in Sibirien . . . . .	154
Siebenbürgisch-sächsische Schriftsteller bei den Magyaren . . . . .	346
Sieben Jahrhunderte deutschen Schulwesens im Baltikum . . . . .	99
Sudetendeutsche Besuchswanderfahrten . . . . .	155
Tagung der Arbeitsgemeinschaft der Akademikerverbände des deutschen Sprachgebietes . . . . .	185
Universitätsprofessor Dr. von Kleinwächter-Czernowitz † . . . . .	25
Vom deutsch-kirchlichen Leben in Nordschleswig . . . . .	62
Vom deutsch-politischen Arbeitsamt in Prag . . . . .	99
Vom wolgadeutschen Verlagswesen . . . . .	153
Vorträge über das europäische Minderheitenproblem in Paris . . . . .	345
Wichtige Schriften zur Studien- und Berufsberatung . . . . .	345
Zur Statistik der in Deutschland studierenden auslanddeutschen Hochschüler . . . . .	185
Zur Weihe des deutschen Hauses in Tondern . . . . .	100

## Bücher der Zeit.

Rühnemann, Eugen (Breslau): Aus dem Weltreich deutschen Geistes . . . . .	27
---	----

## Bücherchau.

Bücherbesprechungen beginnen auf den Seiten: 28, 66, 128, 156, 189, 289, 314, 347



Siebenbürgisch-Deutsches

# Tageblatt

Gründungsjahr 1874

Politisch führende Stimme der deutschen  
Volksgemeinschaft in Rumänien

Das beste Nachrichtenblatt und in-  
folge der größten Verbreitung das  
werbekräftigste Anzeigenorgan

Verwaltung des Siebenbürgisch-Deutschen  
Tageblatt / Hermannstadt-Sibiu  
Rumänien / Königin-Mariastraße Nr. 25